

Sammlung Götschen

# Geschichte der deutschen Sprache

Von

Prof. Dr. phil. Hans Sperber



915



# Sammlung Götschen

Unser heutiges Wissen  
in kurzen, klaren, allgemeinverständlichen  
Einzeldarstellungen

---

Walter de Gruyter & Co.

vormals G. J. Götschen'sche Verlagshandlung / J. Guttentag, Verlags-  
buchhandlung / Georg Reimer / Karl J. Trübner / Veit & Comp.

Berlin W. 10 und Leipzig

---

Zweck und Ziel der „Sammlung Götschen“  
ist, in Einzeldarstellungen eine klare, leicht-  
verständliche und übersichtliche Einführung  
in sämtliche Gebiete der Wissenschaft und  
Technik zu geben; in engem Rahmen, auf  
streng wissenschaftlicher Grundlage und unter  
Berücksichtigung des neuesten Standes der  
Forschung bearbeitet, soll jedes Bändchen  
zuverlässige Belehrung bieten. Jedes einzelne  
Gebiet ist in sich geschlossen dargestellt, aber  
dennoch stehen alle Bändchen in innerem Zu-  
sammenhange miteinander, so daß das Ganze,  
wenn es vollendet vorliegt, eine einheitliche,  
systematische Darstellung unseres gesamten  
Wissens bilden dürfte.

Ausführliche Verzeichnisse  
der bisher erschienenen Bände umsonst und postfrei

# Bibliothek zur Sprachwissenschaft

## aus der Sammlung Göschel

Germanische Sprachwissenschaft von Dr. Rich. Loewe, 2 Bände.	Nr. 238, 280
Romanische Sprachwissenschaft v. Prof. Dr. Alb. Zauner, 2 Bde.	Nr. 128, 250
Semitische Sprachwissenschaft von Prof. Dr. E. Brockelmann	Nr. 291
Finnisch-ugrische Sprachwissenschaft von Prof. Dr. Josef Sztinyei	Nr. 463
Geschichte der griechischen Sprache. I: Bis zum Ausgange der klassischen Zeit von Prof. Dr. Otto Hoffmann	Nr. 111
Historische griechische Grammatik von Prof. Dr. E. Kieckers.	
I. Lautlehre	Nr. 117
II. Formenlehre	Nr. 118
III. und IV. Syntax	Nr. 924, 925
Geschichte der lateinischen Sprache von Prof. Dr. Friedr. Stolz.	
Neu bearbeitet von Prof. Dr. Alb. Debrunner	Nr. 492
Grundriß der lateinischen Sprache von Prof. Dr. W. Vofsch.	Nr. 82
Geschichte der klassischen Philologie von Prof. Dr. Wilh. Kroll	Nr. 367
Altirische Grammatik von Dr. Julius Pokorny	Nr. 896
Althochdeutsche Grammatik von Prof. Dr. Hans Naumann	Nr. 727
Althochdeutsches Lesebuch von Prof. Dr. Hans Naumann	Nr. 734
Deutsche Grammatik und kurze Geschichte der deutschen Sprache von Stadtschulrat Prof. Dr. D. Lyon. Unter Mitwirkung von Dr. Horst Kraemer neu herausgeg. von Dr. Walther Hoffstaetter	Nr. 20
Geschichte der deutschen Sprache von Dr. H. Sperber	Nr. 915
Deutsche Redelehre von Rektor Hans Probst. Mit 1 Tafel.	Nr. 61
Deutsche Wortkunde von Dr. Alfr. Schirmer	Nr. 929
Deutsche Poetik von Prof. Dr. K. Borinski	Nr. 40
Aufsatzentwürfe von Oberstudienrat Dr. L. W. Straub	Nr. 17
Deutsches Wörterbuch von Dr. Richard Loewe	Nr. 64
Wörterbuch nach der neuen deutschen Rechtschreibung von Dr. Heinrich Klenz	Nr. 200
Deutsches Fremdwörterbuch von Dr. Rudolf Kleinpaul	Nr. 273
Die deutschen Personennamen von Dr. Rudolf Kleinpaul und Dr. H. Naumann	Nr. 422
Länder- und Völkernamen von Dr. Rudolf Kleinpaul	Nr. 478
Die Ortsnamen im Deutschen. Ihre Entwicklung und Herkunft von Dr. Rudolf Kleinpaul	Nr. 573
Die deutschen Mundarten von Prof. Dr. H. Reis	Nr. 605
Plattdeutsche Mundarten von Prof. Dr. Hubert Grimme	Nr. 461
Experimentelle Phonetik von Prof. Dr. S. Panconcelli-Galzia.	
Mit 3 Figuren	Nr. 844
Französische Grammatik von Lektor E. Francillon	Nr. 729
Französisch-deutsches Gesprächsbuch von Lektor E. Francillon.	Nr. 596
Französisches Lesebuch mit Wörterverzeichnis v. Lektor E. Francillon.	Nr. 643



Französisches Übungsbuch von Lektor C. Francillon . . . . .	Nr. 825
Englisch-deutsches Gesprächsbuch von Prof. Dr. C. Hausknecht. . . . .	Nr. 424
Englische Phonetik mit Lesestücken von Lektor Dr. A. C. Dunstan.	
Neubearbeitet von Prof. Dr. Mag Kaluza . . . . .	Nr. 601
Neuenglische Laut- und Formenlehre v. Prof. Dr. Eilert Gswall. . . . .	Nr. 135
Russische Grammatik von Prof. Dr. Erich Berneker. Neubear-	
beitet von Prof. Dr. Mag Basmer . . . . .	Nr. 66
Russisches Lesebuch mit Glossar von Prof. Dr. Erich Berneker . . . . .	Nr. 67
Russisch-deutsches Gesprächsbuch von Prof. Dr. Erich Berneker.	
Neubearbeitet von Prof. Dr. Mag Basmer . . . . .	Nr. 68
Russisches Vokabelbuch von Lektor Dr. Erich Boehme . . . . .	Nr. 475
Ungarische Sprachlehre von Prof. Dr. Josef Szinnyei . . . . .	Nr. 595
Ungarisch-deutsches Gesprächsbuch von Prof. Dr. W. Tolnai . . . . .	Nr. 139
Ungarisches Lesebuch mit Glossar von Prof. Dr. W. Tolnai . . . . .	Nr. 694
Polnische Grammatik von Prof. Dr. Rich. Georg Medelein . . . . .	Nr. 942
Tschechische Grammatik von Prof. Dr. Emil Smetánka . . . . .	Nr. 721
Tschechisch-deutsches Gesprächsbuch v. Prof. Dr. Emil Smetánka. . . . .	Nr. 722
Tschechisches Lesebuch mit Glossar v. Prof. Dr. Emil Smetánka. . . . .	Nr. 723
Serbokroatische Grammatik von Dr. Vladimir Ćorović . . . . .	Nr. 638
Serbokroatisch-deutsches Gesprächsbuch v. Dr. Vladimir Ćorović. . . . .	Nr. 640
Serbokroatisches Lesebuch mit Glossar v. Dr. Vladimir Ćorović. . . . .	Nr. 639
Ruthenische Grammatik von Prof. Dr. Stephan Smal-Stockj. . . . .	Nr. 680
Ruthenisch-deutsches Gesprächsbuch von Prof. Dr. Stephan	
Smal-Stockj . . . . .	Nr. 681
Ukrainisches Lesebuch von Prof. Dr. Stephan Smal-Stockj . . . . .	Nr. 955
Grammatik der neugriechischen Volkssprache, von Prof. Dr.	
A. Thumb, umgearb. u. erweitert v. Prof. Dr. Joh. Kalitsfunakis. . . . .	Nr. 756
Neugriechisch-deutsches Gesprächsbuch m. besond. Berücksichtigung	
der Umgangssprache von Prof. Dr. Johannes Kalitsfunakis . . . . .	Nr. 587
Grammatik der neugriechischen Schriftsprache von Prof. Dr.	
Johannes C. Kalitsfunakis . . . . .	Nr. 947
Neugriechisches Lesebuch v. Dr. Johannes Kalitsfunakis . . . . .	Nr. 726
Hebräische Grammatik v. Prof. D. Dr. Georg Beer. 2 Bde. . . . .	Nr. 763, 764
Hebräisches Übungsbuch von Prof. D. Dr. Georg Beer . . . . .	Nr. 769
Die Keilschrift von Prof. Dr. Bruno Meißner. Mit 6 Figuren. . . . .	Nr. 708
Hieroglyphen von Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Ad. Erman. . . . .	Nr. 608
Türkische Grammatik von Prof. Dr. J. Németh . . . . .	Nr. 771
Türkisch-deutsches Gesprächsbuch von Prof. Dr. J. Németh . . . . .	Nr. 777
Türkisches Lesebuch von Prof. Dr. J. Németh . . . . .	Nr. 775
Türkisches Übungsbuch für Anfänger von Prof. Dr. J. Németh. . . . .	Nr. 778

---

Weitere Bände sind in Vorbereitung



Sammlung Götschen

---

# Geschichte der deutschen Sprache

Von

**Dr. phil. Hans Sperber**

a. o. Professor an der Universität Köln



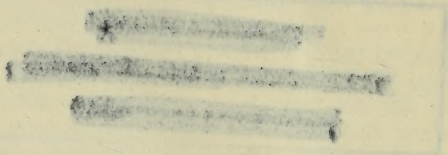
Berlin und Leipzig

**Walter de Gruyter & Co.**

vormals G. J. Götschen'sche Verlagshandlung — J. Guttentag, Verlags-  
buchhandlung — Georg Reimer — Karl J. Trübner — Veit & Comp.

1926

Alle Rechte, insbesondere das Übersetzungsrecht,  
von der Verlagshandlung vorbehalten.





# Inhaltsverzeichnis.

	Seite
<b>I. Die vorliterarische Entwicklung der deutschen Sprache.</b>	
§ 1. Vorliterarische Entwicklungsstufen der deutschen Sprache. Das Indogermanische . . . . .	5
§ 2. Gliederung des Indogermanischen; Stellung der germanischen Sprachen . . . . .	9
§ 3. Die Entstehung des germanischen Sprachstammes . . . . .	12
§ 4. Gliederung des Germanischen. Die westgermanischen Sprachen . . . . .	22
§ 5. Germanische Wörter in klassischer Überlieferung und im Vulgärlateinischen . . . . .	26
§ 6. Einfluß des Lateinischen auf das Germanische. . . . .	29
§ 7. Das Deutsche, sein ursprüngliches Gebiet und seine Gliederung. Die hochdeutsche Lautverschiebung . . . . .	32
§ 8. Chronologie der zweiten Lautverschiebung . . . . .	36
§ 9. Das merowingische Zeitalter . . . . .	38
§ 10. Die Einführung des Christentums in Deutschland . . . . .	40
§ 11. Christliche Lehnworte aus den klassischen Sprachen . . . . .	43
<b>II. Die althochdeutsche Periode.</b>	
§ 12. Das karolingische Zeitalter. Das Deutsche als Literatursprache . . . . .	46
§ 13. Die Entstehung des Wortes Deutsch . . . . .	51
§ 14. Das Deutsche der althochdeutschen Periode . . . . .	53
§ 15. Lautliche Veränderungen während der althochdeutschen Periode . . . . .	59
<b>III. Die mittelhochdeutsche Periode.</b>	
§ 16. Einsetzen des französischen Einflusses. Das Rittertum. . . . .	60
§ 17. Anfänge der deutschen Originalprosa. . . . .	69
§ 18. Sprachlicher Einfluß des ausblühenden Bürgertums . . . . .	71
§ 19. Die Mystik und ihre Einwirkung auf die Sprache . . . . .	73
§ 20. Die Sprache der Kanzleien . . . . .	76

	Seite
§ 21. Die niederdeutsche Geschäftssprache . . . . .	82
§ 22. Sprachlicher Charakter des ausgehenden Mittelalters; die Sondersprachen . . . . .	85
§ 23. Östliche Lehnwörter im Deutschen . . . . .	89
§ 24. Die Erfindung der Buchdruckerkunst . . . . .	90

#### IV. Die neuhochdeutsche Periode.

§ 25. Luther und die Reformation . . . . .	92
§ 26. Anwachsen des französischen Einflusses . . . . .	99
§ 27. Der sprachliche Einfluß des Dreißigjährigen Krieges. .	102
§ 28. Opitz. Die Sprachgesellschaften. Schottel. Die Muttersprache als Gegenstand des Elementarunterrichts . . .	103
§ 29. Neuerliches Überhandnehmen des französischen Einflusses	107
§ 30. Die Sprache der Barockzeit . . . . .	109
§ 31. Der sprachliche Einfluß des Pietismus . . . . .	112
§ 32. Die Aufklärungszeit . . . . .	114
§ 33. Klopstock . . . . .	117
§ 34. Sturm und Drang . . . . .	119
§ 35. Goethe und Schiller . . . . .	122
§ 36. Der sprachliche Einfluß der französischen Revolution und der napoleonischen Kriege . . . . .	124
§ 37. Sprachliche Einflüsse der Romantik. Begründung der Wissenschaft von der deutschen Sprache . . . . .	126
§ 38. Die Entwicklung der deutschen Sprache während des letzten Jahrhunderts . . . . .	129
Literaturverzeichnis . . . . .	131
Register . . . . .	132



## I.

# Die vorliterarische Entwicklung der deutschen Sprache.

## § 1. Vorliterarische Entwicklungsstufen der deutschen Sprache. Das Indogermanische.

Die Geschichte der deutschen Sprache beginnt streng genommen erst mit den ältesten uns erhaltenen Literaturdenkmälern, also im 8. Jahrhundert. Es ist indessen der Sprachwissenschaft gelungen, durch Vergleichung des Deutschen mit den übrigen germanischen Dialekten eine große Anzahl von wichtigen Schlüssen auf jene Ursprache zu ziehen, die allen germanischen Sprachen zugrunde liegt. Dieses Urgermanische bildete wiederum einen Zweig einer größeren Sprachfamilie, des Indogermanischen, und auch über dieses hat die Sprachvergleichende Forschung in vielen Punkten Licht zu verbreiten vermocht. Diese Erkenntnisse über die Vorstufen des Deutschen sind so wesentlich, daß eine knappe Zusammenfassung davon in einer Geschichte der deutschen Sprache nicht fehlen darf.

Ohne Zweifel liegt jeder menschlichen Sprache eine Urform voraus, die noch keinerlei Flexionsendungen kannte, sondern ihre Sätze, sofern sie aus mehr als einem Wort bestanden, durch einfache Aneinanderreihung der unveränderten Stammformen der Wörter bildete („Wurzelperiode“). Erst als die syntaktischen Gebilde einen gewissen Umfang, der Sakazent eine beträchtliche Abstufungsfähigkeit erlangt hatten, konnte der Vorgang eintreten, der zur Ausbildung von Flexionsendungen führte: gewisse Wörter sanken zu

Tonlosigkeit herab, verschmolzen mit ihren stark akzentuierten Nachbarmörtern und wurden so schließlich zu Vor- oder Nachsilben. Auf diese Weise haben wir uns das Entstehen der Declinations- und Konjugationsendungen zu denken, ähnlich wie z. B. noch in historischer Zeit die deutsche Endung der zweiten Person Sing., ursprünglich *s* (ahd. *gibis* „du gibst“, *lobôs* „du lobst“, vgl. lat. *amas*), dadurch zu *st* wurde, daß der Anlaut eines enklitischen „du“ mit dem Verbum verschmolz.

Daß wir auch für den indogermanischen Sprachstamm, von dem das Germanische ein Zweig ist, einen solchen flexionslosen Urzustand vorauszusetzen haben, geht unter anderem daraus hervor, daß der Vol. Sing. und der Imp. Sing. in allen indogermanischen Sprachen durch die reinen Stammformen ohne Endung ausgedrückt werden. Da diese Formen in den Zusammenhang des Satzes ihrer Natur nach nur sehr lose eingefügt sind oder, genauer gesagt, einen Satzzusammenhang für sich darstellen, waren hier die Voraussetzungen für die Bildung von Flexionsendungen aus ursprünglich selbständigen Wörtern eben nicht gegeben.

Ebenso wenig läßt es sich ohne Annahme einer flexionslosen Ursprache erklären, daß der älteste Typus der Nominalkomposita als ersten Bestandteil in allen idg. Sprachen nicht etwa flektierte Substantiva aufweist, wie dies in einer späteren Periode überall der Fall ist, sondern einfach die Stammform der betreffenden Wörter. Man vergleiche got. *weinabasi* „Weinbeere“, ahd. *botascaf* „Botschaft“, griech. *ἱππομαχία* „Reiter Schlacht“, lat. *ignifer* „Feuerträger“, in denen der erste Bestandteil aus der unflektierten Stammform besteht, mit jüngeren Bildungen wie *Frankonofurt* „Frankfurt“ lat. *aquae-ductus* „Wasserleitung“, griech. *Ἑλλήσποντος* „Hellespont“, bei denen der Genitivcharakter des ersten Bestandteils keinen Zweifel daran läßt, daß sie einer Sprachperiode entstammen, in der die syntaktischen Beziehungen



der Substantiva bereits durch Kasusendungen ausgedrückt werden konnten.

Dieser Urzustand hatte sich indes längst gründlich geändert, als die einzelnen indogermanischen Sprachen durch Lösung von der ihnen allen gemeinsamen sprachlichen Grundlage ihr Sonderdasein begannen.

Wesentliche Eigenschaften dieser Grundsprache, des Indogermanischen, lassen sich nämlich durch Vergleichung der aus ihm hervorgegangenen Sprachgruppen (Germanisch, Keltisch, Italisch, Griechisch, Slawisch, Baltisch, Albanesisch, Armenisch, Iranisch und Indisch, dazu das erst vor kurzem entdeckte Tocharisch und unbeträchtliche Reste anderer ausgestorbener Sprachen) mit Sicherheit feststellen und alles, was die Forschung bisher an anerkannten Ergebnissen gewonnen hat, deutet darauf hin, daß diese Sprache wenigstens in dem Zeitpunkt, als sie sich in die genannten Tochteridiome spaltete, bereits einen hohen Grad der Entwicklung erreicht hatte. Sie besaß unter anderem ein wohl ausgebildetes Vokal- und Konsonantensystem, dem allerdings jene Zwischenlaute noch fehlten, die wir als Umlaute zu bezeichnen gewohnt sind (ä, ö, ü) und das an Reibelauten, wie sie sich später in den verschiedensten Sprachen eingestellt haben, auffallend arm war. Hingegen wurden im Vokalismus nicht nur Kürze und Länge deutlich voneinander geschieden, sondern es gab sogar zwei verschiedene Arten von Länge, solche mit gestoßenem (eingipfligem) und solche mit geschleiftem (zweigipfligem) Akzent, ein Unterschied, der den meisten Tochter Sprachen verlorengegangen ist. Ebenso war das System der Verschußlaute dadurch reicher differenziert, als in den meisten Tochter Sprachen, daß sowohl die stimmlosen, wie die stimmhaften Verschußlaute in reiner oder aspirierter Artikulation vorhanden waren; neben *p, t, k, b, d, g* gab es also auch die entsprechenden Aspiraten *ph, th, kh, bh, dh, gh*.

Die Fähigkeit, aus vorhandenen Wortstämmen durch Ableitung, das heißt durch Verbindung mit Vor- oder Nachsilben (zum Teil auch durch Einfügung von Infixen, die in das Innere des Wortstamms traten), sowie durch Zusammensetzung neue Wörter zu bilden, war außerordentlich stark ausgebildet. Der Wortbildung diente in weitem Umfange auch der Ablaut, d. h. die Fähigkeit der Vokale, unter dem Einflusse des Akzentes ihre Quantität und Klangfarbe zu ändern. Ferner hinterließ die indogermanische Grundsprache ihren Tochtersprachen ein überaus reich entwickeltes Flexions- (Declinations- und Konjugations-) System, in welchem außer den Endungen und den selteneren Vorsilben, unter denen die Reduplikationsilben eine besondere Stellung einnehmen, gleichfalls der Ablaut eine wichtige Rolle spielte. Um wie vieles das Indogermanische die meisten seiner Tochtersprachen, vor allem auch das Deutsche, an Reichhaltigkeit der Flexionsmöglichkeiten übertraf, geht daraus hervor, daß es unter anderem bei Substantiv und Verbum eine besondere Form für die Zweizahl ausgebildet hatte, daß das Substantiv acht verschiedene Kasusformen (Nominativ, Genitiv, Dativ, Akkusativ, Vokativ, Instrumentalis, Lokativ und Ablativ) besaß, daß das Verbum besondere Formen für Aktivum, Medium und Passivum aufwies, u. dgl. m.

Auch das grammatische Geschlecht, die Einteilung der Substantiva in eine männliche, eine weibliche und eine (wohl jüngere) neutrale Gruppe ist ein Erbe aus der indogermanischen Zeit.

Ebenso wenig wie die Formenlehre kann die Syntax das Bild einer primitiven Sprache dargeboten haben, denn außer den zahlreichen Flexionsendungen besaß das Idg. eine beträchtliche Anzahl von Formwörtern (Präpositionen u. dgl.) durch die die Beziehungen der einzelnen Satztheile untereinander ausgedrückt werden konnten.



Nun beweist allerdings diese reichhaltige Ausbildung des grammatischen Systems noch nicht, daß die Träger der idg. Sprache ein Volk mit einer vorgeschrittenen Kultur gewesen sein müssen, denn auch primitive Völker können über sehr wohl ausgebaute Sprachsysteme verfügen. Wohl aber geht dies aus dem durch Vergleichung der historischen Sprachen erschlossenen Wortschatz hervor, der nur einem Volk angehört haben kann, das bereits eine gewisse kulturelle Höhe erreicht hatte. Vielleicht am deutlichsten zeigt dies das idg. Zahlensystem, das bis zur Bildung eines Wortes für den Begriff „Hundert“ vorgeschritten ist, während es noch heute viele Völker gibt, die die Zahl *Zehn* noch lange nicht erreicht haben. Für die kräftige Ausbildung des in der Kulturgeschichte eine so große Rolle spielenden Familienbegriffs spricht eine Reihe von gemeinindogermanischen Verwandtschaftsnamen, für eine über das Nomadentum hinausgehende Lebensführung der Besitz von Worten für Pflug, Joch, Wolle, wohl auch der Umstand, daß unter den für das Idg. festgestellten Tiernamen eine so auffallend große Zahl von Wörtern ist, die später Haustiere bezeichnen. Ein nicht unbedeutendes Niveau der Technik läßt sich u. a. erschließen aus dem Vorhandensein von idg. Wörtern für den Wagen und seine Bestandteile, sowie daraus, daß wenigstens ein Metall, das Erz, einen Namen hat, der in allen Teilen des idg. Sprachgebiets wiederkehrt.

## § 2. Gliederung des Indogermanischen; Stellung der germanischen Sprachen.

Nach der verschiedenen Behandlung, welche die nach altem Gebrauch als „Gutturale“ bezeichneten Konsonanten erfahren haben, teilt man das Idg. in zwei Hauptgruppen ein, die schon in sehr früher Zeit Ansätze zu gesonderter Entwicklung aufgewiesen haben müssen. Die eine dieser Gruppen, der das

Indische, das Iranische das Armenische, das Baltisch-Slawische und das Albanesische angehören, palatalisiert einen Teil der *k*- und *g*-Laute, d. h. verwandelt sie in Zischlaute in der Art von *sch* und *ž* (franz. *j*), während die andere Gruppe, das Keltische, Italische, Griechische, Germanische und Tocharische, diese Laute unverändert beibehält. In diesen letzteren Sprachen bleiben die sogenannten Labiovelare (*k*, *g* mit nachfolgendem konsonantischem *u*) erhalten, während sie in den palatalisierenden Sprachen ihren zweiten Bestandteil einbüßen. Das idg. Wort für hundert (idg. \**kmtóm*) behält also im Lat. (*centum* spr. *kentum*), Griech. (ἐκατόν), Kelt. (altir. *cét*) sein *k* unverändert bei, und auch der Anlaut von got. *hund*, ahd. *hunt* „Hundert“ weist auf nicht palatalisiertes *k* zurück. Sinegen finden wir in der zweiten Hauptgruppe schon von der ältesten Zeit an einen *sch*- resp. *s*-Laut (vgl. ind. *śatám*, iran. *sátem*, litauisch *šimtas*, altslaw. *suto*). Dieser charakteristische Unterschied wird zur unterscheidenden Bezeichnung der beiden Sprachgruppen benutzt, indem man die erste (in der Hauptsache östliche) Gruppe nach dem iranischen Ausdruck *Satem*=Sprachen, die zweite (westliche) nach dem lateinischen *Centum*=Sprachen nennt.

Die Frage, ob innerhalb der westlichen Gruppe noch Unterteilungen anzuerkennen sind, und ob das Germanische zu irgendeiner anderen Sprache dieser Gruppe in besonders nahen verwandtschaftlichen Beziehungen steht, läßt sich nicht mit völliger Sicherheit entscheiden. Immerhin scheint es, daß sowohl der Wortschatz als auch vor allem gewisse formale Eigentümlichkeiten das Germ. in die nahe Verwandtschaft des Ital. rücken. Man denke z. B. an die auffallenden Wortgleichungen lat. *tacere* got. *þahan* „schweigen“, *ducere* got. *tiuhan* „ziehen“, *paucus* ahd. *fôh* „wenig“, *longus*, ahd. *lang* oder an die Gleichheit des Suffixes in lat. *vir-tus* (Gen. *virtutis*), *senec-tus* (*senec-tutis*) und got. *mikil-dufs* „Größe“



*ajuk-dups* „Ewigkeit“. Da Gründe zu der Annahme vorliegen, daß die Italer ebenso wie die Griechen erst in verhältnismäßig später Zeit von Norden her in ihre historischen Wohnsitze eingedrungen sind, liegt der Gedanke nahe, daß wir in ihnen ehemalige auch sprachlich nahverwandte Nachbarn der Germanen zu erblicken haben<sup>1)</sup>.

Auch mit dem Keltischen ist das Germanische durch eine Reihe von Wortgleichungen verbunden, die aber wenigstens zum Teil den Eindruck sekundärer Entlehnungen machen und also weniger auf ursprüngliche Sprachverwandtschaft als auf zeitweilige kulturelle Beeinflussungen hindeuten scheinen. Mit ziemlicher Sicherheit dürfen wir z. B. den germ. Stamm *rik-* got. *reiks* „Herrscher“ als eine vor der germ. Lautverschiebung erfolgte Entlehnung aus dem gleichbedeutenden kelt. *rīg* betrachten, das seinerseits auf einen idg. Stamm *rég* zurückgeht (vgl. lat. *rex, regis*). Während nämlich idg. *é* im Kelt. lautgesetzlich zu *i* wird, hätte es im germ. Wort, wenn es eine direkte Fortsetzung von idg. *rég* wäre, zunächst erhalten bleiben, später aber zu *â* werden müssen. Daß der Stamm im Ahd. als *rih-*, nicht als *\*râh-* fortlebt, läßt sich also nur verstehen, wenn wir annehmen, daß er auf dem Umweg über das Kelt. ins Germ. gekommen ist. Als altes Lehnwort aus dem Kelt. wird auch ahd. *ambaht* „Amt“ got. *andbahts* „Diener“ angesehen, das genau einem aus lat. Quellen bekannten kelt. *ambactus* „Diener“ entspricht. Von anderen auffallenden Übereinstimmungen, die zum Teil auf Entlehnung, zum Teil auf Urverwandtschaft beruhen mögen, seien hervorgehoben germ. *\*aiþa-* „Eid“ altir. *oeth* (gemeinsame Grundform *\*oito-*), germ. *gīsla-* „Geißel“, altir. *giall* (aus *\*gheislo*), germ. *tūna-* „Einfriedung“ gall. *dunum*, vgl. engl. *town*, ahd. *lôt*, ags. *leád* „Blei“, altir. *luaide* (idg. *\*loudho*), germ. *marha* „Pferd“ altir. *marc*, an. *reið* „Wagen“ (zu germ.

<sup>1)</sup> Ausführlicheres zu diesem und dem folgenden Abschnitt bei Much, Deutsche Stammeskunde, S. 38 ff. Samml. Götschen Nr. 126.

*ridan* „fahren, reiten“) gall. *rêda*. Sehr auffallend ist auch die nahe Übereinstimmung in der kelt. und germ. Namengebung.

Als Schauplatz dieser kelt.-germ. Beziehungen haben wir uns ohne Zweifel das westl. und südl. Deutschland zu denken, das erst kurz vor Beginn der Römerzeit und während derselben von den Germanen besetzt wurde. In zahlreichen Ortsnamen hat sich die Erinnerung an den ehemals kelt. Charakter dieser Gebiete noch bis heute erhalten. Vor allem der Name des Rheins, aber auch der der Sieg, der Lippe, des Mains sind ursprünglich keltisch. Das gleiche gilt z. B. auch von dem als lat. *Hercynia silva* überlieferten Namen des Schwarzwaldes, der mit kelt. Wegfall von *p* auf idg. \**Perkunjo*- zurückgeht und in got. *fairguni* „Gebirge“ seine genaue germ. Entsprechung hat.

Auf nähere Verwandtschaft zwischen dem Germ., Kelt. und Lat. deutet vielleicht auch hin, daß alle drei Sprachgruppen den freien idg. Akzent im Sinne der Anfangsbetonung umgebildet haben (vgl. den folgenden Paragraphen).

Von der Annahme einer engeren Zusammengehörigkeit zwischen den Germanischen und dem baltisch-slawischen Sprachstamm ist man in neuerer Zeit abgekommen. Doch bestehen einige auffallende Übereinstimmungen, z. B. die Bildung des Dat. Plur. mit einem *m*-Suffix (got. *wulfam*, altsl. *vlŭkomŭ*, lit. *vilkams*) und der eigentümliche Bau der Zahlwörter *elf* und *zwölf* (got. *ainlif*, *twa-lif*; lit. *vėnó-lika*, *dvy-lika*).

### § 3. Die Entstehung des germanischen Sprachstamms.

a) Die erste Lautverschiebung. Vermutlich erst zu einer Zeit, als die idg. Völker Südeuropas längst in das Licht der Geschichtschreibung gerückt waren, trat ein sprachliches Ereignis ein, welches die germ. Dialekte zu einer von den übrigen idg. Sprachen scharf getrennten Sondergruppe



machte. Es handelt sich um jene lautlichen Vorgänge, die man unter dem Namen der ersten Lautverschiebung zusammenfaßt. Durch eine umfassende Umbildung des Konsonantensystems, die nur eine Minderzahl der idg. Konsonanten unberührt ließ, wurden

die idg. stimmlosen Verschußlaute *p(h), t(h), k(h)* zu den entsprechenden Reibelauten *f, þ* (= engl. *th*), *χ* (= *ch*), vgl. lat. *pater*: got. *fadar*; lat. *cornu*: got. *hauru* (aus älterem \**χurna*); lat. *tres*: got. *þreis*;

die idg. stimmhaften Verschußlaute *b, d, g*, zu den entsprechenden stimmlosen Verschußlauten *p, t, k*, vgl. griech. = skythisch *βαῖτη* „Roth“: got. *paida*; lat. *genu*: got. *kniu*; lat. *duo*: got. *twa*;

die idg. stimmhaften aspirierten Verschußlaute *bh, dh, gh* zu stimmhaften Reibelauten *ḃ* (sprich *w*), *ḍ* (= weichem engl. *th* in *the*), *ḡ* (norddeutsch *g* in *Tage*), vgl. lat. *fero* (aus \**bhero*, vgl. ind. *bharami*): got. *baira* „tage“ griech. *θύρα* (aus \**dhura*): got. *ḍaur* „Tür“, lat. *hostis* (aus \**ghostis*): got. *gasts*.

Die durch den ersten dieser Vorgänge entstandenen stimmlosen Reibelaute *f, þ, χ* (später *h*), sowie der einzige stimmlose Reibelaut, den schon das Idg. besessen hatte, nämlich *s* (= *ß* in deutsch *reißen*), wurden ferner stimmhaft, also zu *ḃ, ḍ, ḡ, z* (= *s* in deutsch *reisen*), wenn im idg. nicht die unmittelbar vorhergehende Silbe den Hauptton getragen hatte (Berners Gesetz); vgl. das Nebeneinander von got. *broþar* „Bruder“ aus indg. *bhrātēr* sanskr. *bhrātār* (Stammbetonung) und got. *fadar* „Vater“ aus *patēr* sanskr. *pitā* (Endbetonung).<sup>1)</sup>

Wenn das Germanische vor der Lautverschiebung wohl nur den Charakter eines idg. Dialekts gehabt hatte, der den nächstverwandten Nachbarstämmen noch verständlich gewesen sein mag (s. § 2), so war es nach der Durchführung der oben ge-

<sup>1)</sup> Ausführlichere Belegsammlung für die hier besprochenen Vorgänge bei Loewe, Germanische Sprachwissenschaft. Samml. Göschen Nr. 238.

kennzeichneten Lautübergänge sicher eine selbständige Sprache, in der die meisten Wörter wesentlich anders geformt haben müssen, als z. B. im Kelt. und Ital. Der große Reichtum an Reibelauten, den die germ. Sprache nach der Lautverschiebung besaß, muß ihr schon damals jenen eigentümlichen Klang verliehen haben, der später den klassischen Völkern den Eindruck des Rauhen und Barbarischen machte. Es läßt sich nicht verkennen, daß diese ältesten, den Sondercharakter des Germ. begründenden Vorgänge ihre Nachwirkung bis weit in die Neuzeit hinein erstrecken, denn immer wieder hat es Deutsche gegeben, die, dem Urtheil der Römer folgend, ihre Muttersprache als im Vergleich mit romanischen Idiomen unschön und unkultiviert empfanden und so dazu beitrugen, den Einfluß der benachbarten Sprachen aus ästhetischen Gründen stärker zu gestalten, als es in der anfänglichen kulturellen Überlegenheit der Nachbarvölker begründet erscheint.

Über die Gründe der ersten Lautverschiebung wissen wir nichts Bestimmtes zu sagen. Denkbar wäre es, daß der Zusammenstoß nichtidg. Völker mit idg. den Anlaß dazu gegeben hätte, wie ja auch die zweite Lautverschiebung aller Wahrscheinlichkeit nach damit zusammenhängt, daß germanische Stämme in nicht germanische Gebiete einwanderten. Aber irgendwelche bindende Beweise für diese oft vertretene Anschauung sind bisher nicht beigebracht worden.

Die Wirkung der Lautverschiebung zeigt sich natürlich nicht nur in solchen Wörtern, die die Germanen durch ununterbrochene Vererbung von der idg. Grundsprache übernommen hatten, sondern auch an jenen Lehnwörtern, die vor dem Einsetzen der Lautverschiebung aus anderen idg. oder nichtidg. Sprachen ins Germ. eingedrungen waren. Wo anderseits Wörter aus jenem idg. Dialekt, der die Grundlage des Germ. bildete, vor der Lautverschiebung in benachbarte Sprachen entlehnt wurden, müssen diese natür-



lich unverschobene Konsonanten aufweisen. Es hat nun tatsächlich vor der Lautverschiebung zwischen den nachmaligen Germanen und ihren Nachbarvölkern ein solcher sprachlicher Austausch stattgefunden, ein Umstand, der deshalb von großer Bedeutung ist, weil wir uns durch das Studium dieser ältesten Lehnwörter eine Vorstellung von dem Alter der Lautverschiebung machen können. Es kommt hierbei vor allem der Umstand in Betracht, daß einerseits das Finnische germanische Lehnwörter besitzt, deren Lautgestalt auf unverschobene Grundformen hinweist, und daß andererseits das Germanische Lehnwörter aus fremden Sprachen hat, die die Lautverschiebung mitgemacht haben, also vor dieser entlehnt sein müssen.

Wenn schon das Vorhandensein der ersten Gruppe es sehr schwer macht, die Lautverschiebung unbegrenzt weit in die vorhistorische Zeit hinaufzurücken, so beweist ein Wort der zweiten, daß die Lautverschiebungsvorgänge im 5. Jahrhundert vor Christi Geburt entweder noch nicht stattgefunden hatten oder wenigstens noch nicht abgeschlossen waren. Das deutsche Wort *Hanf* (ahd. *hanaf*, ags. *hānep*, aisl. *hampr*) geht nämlich auf einen germ. Stamm *\*hanap-* zurück, der nichts weiter darstellt, als die lautverschobene Form desselben Wortes, das uns im Griech. als *κάνναβις* entgegentritt. Im Griech. aber ist das Wort, wie uns ausdrücklich bezeugt wird, ein thrakisch-skythisches Lehnwort, das erst zu Herodots Zeiten eindrang. Wollen wir uns nicht zu der wenig wahrscheinlichen Annahme entschließen, daß die Germanen es vor den Griechen kennengelernt haben, so folgt aus dem Umstand, daß es die Lautverschiebung mitmachte, daß diese noch im 5. Jahrhundert vor Christi Geburt nicht abgeschlossen war.

b) Der germanische Akzent. Ein zweiter wichtiger Vorgang, der aber, da er auch im Kelt. und Ital. auftritt, für das Germ. nicht im selben Maße charakteristisch ist wie die

Lautverschiebung, ist die Entstehung der germ. Anfangsbetonung. Während nämlich im idg. der Akzent ebensogut auf irgendeiner Endsilbe wie auf dem Stamm des Wortes ruhen kann, wird er im Germ. regelmäßig auf die erste Silbe verlegt; Ausnahmen bilden nur mit gewissen Vorsilben zusammengesetzte Verba von dem Typus, der noch heute in *besitzen, entstehen, erkennen* usw. fortlebt.

Hand in Hand mit dieser Entwicklung geht anscheinend eine andere, die den ursprünglichen musikalischen Akzent des Idg. in einen vorwiegend expiratorischen verwandelt, d. h. die Modulationen der Tonhöhe spielten fortan bei der Betonung der Wörter gegenüber den Unterschieden in der Expirationsstärke nicht mehr die gleiche Rolle, wie dies innerhalb des idg. Akzentsystems der Fall gewesen sein muß.

In welchem chronologischen Verhältnis diese Veränderungen des Akzents zur ersten Lautverschiebung stehen, ist nicht leicht zu sagen. In der Regel nimmt man an, daß das Urgerm. den freien idg. Akzent so lange beibehalten habe, bis die Verschiebung von *p, t, k* zu *f, þ, x* durchgeführt war. Wir haben ja oben gesehen, daß sich die letzteren Laute entweder erhalten oder zu *b, d, g* weiterentwickeln, je nachdem, ob der ursprüngliche idg. Akzent die unmittelbar vorhergehende Silbe oder eine andere, in der Regel also die auf den Konsonanten folgende, traf. Wäre die Verlegung des Akzents auf die Anfangsilbe schon vor dem Einsetzen der Tenuisverschiebung erfolgt, so hätte es, da das Bernersche Gesetz für anlautende Konsonanten nicht gilt, im Germ. überhaupt keine Fälle gegeben, wo der Akzent eine dem Konsonanten folgende Silbe getroffen hätte, und der Übergang zu stimmhaften Spiranten wäre nur dort möglich gewesen, wo sich zwischen die hauptbetonte Silbe und den Spiranten noch eine unbetonte einschob, z. B. in got. *aſdau-dai* „die Geplagten“, dessen zweites *d* über *þ* auf das indg. Partizipialsuffix *-t-* zurückgeht.



Ein Wort wie got. *fadar* müßte aber in diesem Fall \**fapar* heißen, da ja der Umstand, daß hier der Akzent im Indogermanischen ursprünglich auf der Endung lag, eben nur dann für die Weiterentwicklung eine Rolle spielen konnte, wenn diese Endbetonung noch nicht durch die germ. Anfangsbetonung ersetzt war.

Es ist indessen zu bedenken, daß der Übergang von *p, t, k* zu *f, þ, x* sich nicht plötzlich vollzogen haben kann, sondern mehrere Zwischenstufen voraussetzt. Ähnlich wie es später bei der zweiten Lautverschiebung der Fall war, trat offenbar zunächst Aspirierung der Tenues ein, also Übergang zu *ph, kh, th*, dann Verdichtung des Hauchlauts zu einer dem vorhergehenden Schlußlaut in der Artikulation verwandten Spirans, d. h. Übergang von *ph, th, kh* zu *pf, tþ, kx*, und schließlich Wegfall des ersten Teils dieser „Affrikaten“, d. h. Übergang zu einfachen *f, þ, x*.

Es läßt sich nun sehr wohl annehmen, daß die Einführung der Stimmhaftigkeit bei nicht unmittelbar vorhergehendem Akzent schon bei dem ersten dieser Teilvorgänge eingetreten sei, daß also *ph, th, kh* zu *bh, dh, gh* geworden sei, wenn der Akzent nicht die unmittelbar vorhergehende Silbe traf. Die so entstehenden Laute mußten dann natürlich ebenso behandelt worden sein, wie die schon im idg. vorhandenen *bh, dh, gh*, d. h. das Endresultat wäre auch hier *b, d, g* gewesen. Mit anderen Worten, man braucht nicht notwendig anzunehmen, daß sich idg. *patér* zunächst zu *fapér*, dann zu *fadér* und schließlich zu *fádar* entwickelt habe, sondern es ist auch die folgende Entwicklungsreihe denkbar: *patér* > *phathér* > *phadhér* > *fáder*.

Diese Möglichkeit ist deshalb von Belang, weil sie es uns gestatten würde, die germanische Akzentverschiebung in unmittelbaren Zusammenhang mit der kelt.-ital. zu bringen, also in eine Zeit zurückzuverlegen, wo das Germ. zusammen mit dem Kelt.-Ital. einen dialektisch noch wenig gegliederten

Teil des idg. gebildet hätte. Denn das Bestehen von aspirierten Tenues an Stelle der alten unaspirierten begründet ebensowenig die Existenz einer eigenen Sprache, wie etwa das Römische wegen seiner unaspirierten Tenues Anspruch darauf hat, als eine andere Sprache zu gelten als die Hauptmasse der deutschen Dialekte, in denen *ph*, *th*, *kh* gesprochen werden. Nimmt man hingegen, wie dies allgemein der Fall ist, die erste Entwicklung als die gegebene an, trat also der Wechsel des Akzents erst ein, nachdem das Germ. durch vollkommene Durchführung der Tenuesverschiebung eine ausgesprochene Sonderstellung erlangt hatte, so ist man zu der weiteren Annahme genötigt, daß die germ. Akzentverlegung mit der kelt.-ital. nicht in unmittelbarem Zusammenhang stand. Wie man sich zu diesem Problem stellt, ist von Einfluß auf die Entscheidung der Frage, ob man an eine nähere Verwandtschaft zwischen dem Germ. und dem Kelt.-Ital. glaubt (s. den vorigen Paragraphen).

Die Durchführung der germ. Akzentverschiebung ist offenbar von größter Wichtigkeit für die Entstehung jener Kunstform, die uns bei allen germ. Stämmen begegnet, von denen uns überhaupt alte Sprachdenkmäler in gebundener Sprache überliefert sind: des Alliterationsstils. Denn wenn auch der Stabreim als stilistische Figur auch in solchen Sprachen eine Rolle spielt, bei denen die Anfangsbetonung nicht konsequent durchgeführt ist, so konnte er zu seiner überragenden Bedeutung doch erst gelangen, als das germ. Wortmaterial eine Gestalt angenommen hatte, bei welcher der durchwegs unmittelbar auf die alliterierenden Konsonanten folgende Akzent diese stark ins Ohr fallen ließ. Für die Geschichte der Sprache ist natürlich die Entstehung einer den Germanen eigentümlichen Kunstform deshalb von Bedeutung, weil der Stil der Poesie notwendig auch auf die nicht gebundene Rede, vor allem auf deren höhere Stilarten, seine Rückwirkungen ausübte. Die große Anzahl noch heute im Deut-



schen fortlebender stabreimender Formen (*Haus und Hof, singen und sagen, gäng und gäbe, Land und Leute* dürfen wir demnach in letzter Linie als eine Nachwirkung des germ. Akzentgesetzes auffassen.

c) Abschwächung der auslautenden Silben. Damit, daß die Hauptmasse der Ausspracheenergie auf die Anfangssilben konzentriert wurde, hängt es offenbar zusammen, daß schon im Urgerm. der Vokal- und Konsonantenstand der Endsilben Reduktionen erlitten hat, ein Prozeß, der sich später in verschiedenen Stadien der germanischen und deutschen Sprachentwicklung wiederholt. So finden wir z. B. nirgends mehr eine Spur des unbetonten *i*, das im idg. für den Auslaut der *mi*-Verba charakteristisch war (vgl. griech. τίθημι, „ich setze“, ind. *bharami* „ich trage“ gegenüber got. ahd. *salbôm* „ich salbe“). Ebenso wenig hat sich das *-e*, das die zweite Person Sing. des Imperativs auszeichnete, erhalten (lat. *lege*, griech. λέγε „lies!“, gegenüber got. *bair*, ahd. ags. an. *ber* „trage!“ usw.) Lange Vokale erleiden, soweit sie nicht mit Schleifton versehen oder sonst irgendwie geschützt sind, Verkürzung; die ursprünglich lange Endung der idg. Femina auf *ā* (vgl. griech. τιμή „Ehre“ aus altem τιμᾶ) tritt uns im Germ. nirgends mehr als Länge, sondern als *ä* oder *û* (aus älteren *ō*) entgegen (got. *giba*, ahd. *geba*, ags. *gifu* „Gabe“) usw. In der Entwicklung der historischen Sprachen geht dann diese Tendenz zur Abschwächung noch weiter. Es entsprechen etwa den auf Runeninschriften belegten Formen *horna* „Horn“ und *gastir* „Gast“ in den literarischen Dialekten überall Formen, die den Endungsvokal eingebüßt haben. Auch der Konsonantismus der Endsilben erleidet Verluste, so zeigt der Aff. des Maskulinums und Neutrum schon auf den ältesten Runeninschriften nicht mehr die Endung *-am*, die dem idg. *-om* (vgl. lat. *hortum* aus *\*hortom*) entspräche, sondern tritt in der Form *a* auf, *staina* „den Stein“, *horna* „das Horn (Aff.)“.

d) Verluste und Neuerungen im Flexions-system. Der reiche Formenschatz der idg. Nomina und Verba hat schon vor Eintritt der literarischen Periode im Germ. große Einbußen erlitten, weder der idg. Abl. und Lok. noch auch die Dualformen des Substantivs sind im Germ. lebendig geblieben, und in der Konjugation sind ganze Formen-gruppen, wie der Konjunktiv, das Passivum, der Aorist und das Imperfekt bis auf wenige verdunkelte Reste ausgestorben. Einen teilweisen Ersatz dafür bilden wichtige Neuerungen, die zwar zum Teil schon innerhalb des Idg. in Spuren vorhanden waren, aber erst im Germ. zu ausgebildeten grammatischen Kategorien geworden sind. Hierher gehört es, daß die *i*= und die *n*=Deklination für das feminine Geschlecht gesonderte Paradigmen ausbilden (*i*=Stämme: *ansts* f., Gen. *anstais* „Gunst“, gegenüber *gasts* m., Gen. *gastis* „Gast“; *n*=Stämme: got. *tuggof*, Gen. *tuggons* „Zunge“ und *managei* f., Gen. *manageins* „Menge“, gegenüber *hana* m., Gen. *hanins* „Hahn“). Auch die neutralen *n*=Stämme bilden eine germ. Neuerung, die sowohl von den mask. wie von den fem. in der Flexion geschieden sind.

Eine wichtige Neuerwerbung auf dem Gebiet der Adjektivflexion, die übrigens im Germ. stärker als in den verwandten Sprachen dem Einfluß der Pronominalflexion ausgesetzt ist, bildet die Entstehung der schwachen Flexion der Eigenschaftswörter aus den idg. *n*=Stämmen, die hauptsächlich zur Bezeichnung von Personen, und infolgedessen auch zur Bildung substantivierter Adjektiva verwendet wurden (vgl. griech. οὐρανῶνες „die Himmlischen“, neben οὐράνιος „himmlisch“). Dadurch, daß man diese Substantivierungen als Apposition neben wirkliche Substantiva stellte („θεοὶ οὐρανῶνες“) nahmen sie allmählich vollkommen adjektivischen Charakter an. Im Germ. ist dieser Prozeß soweit gediehen, daß man von jedem Adjektiv Nebenformen auf *n* bilden konnte, ja daß der Komp. überhaupt nur mehr



die Beugung nach der *n*-Deklination kennt. Diese *n*-Formen leben im Deutschen noch heute als „schwache“ Deklination der Adjektiva fort.

Bei den Verben verzeichnen wir als germ. Neuerungen die Ausbildung des schon im idg. vorhandenen Ablauts zu einem wirklichen System, das die Flexion der starken Verba beherrscht und die Entstehung eines völlig neuen Flexionstypus, der sogenannten schwachen Konjugation, die dadurch ausgezeichnet ist, daß uns im Imperfektum ein Dentalsuffix (überwiegend *d*, daneben *p* und *t*) begegnet, das wahrscheinlich aus einem schon idg. verbreiteten Partizipialsuffix *t* hervorgegangen ist (vgl. lat. *captus, factus*).<sup>1)</sup>

e) Auch der Wortschatz, den wir durch Vergleichung der germ. Sprachen als gemeingermanisch erschließen können, weist dem Idg. gegenüber wesentliche Verschiedenheiten auf. Wenn diese auch nicht so groß sind, daß man sie, wie es geschehen ist, zur Stütze der Annahme verwenden kann, die Germanen seien ursprünglich ein nicht indogermanischer, erst später durch Indogermanen unterworfenen Volksstamm gewesen, so bleibt doch verschiedenes, was sich deutlich vom idg. Zustand abhebt. Kulturhistorisch wichtig ist, daß nicht nur das Erz, sondern eine ganze Reihe anderer Metalle, Eisen, Gold, Silber, Blei usw. gemeingermanische Namen haben, von denen einige auf Kulturgemeinschaft mit den Kelten hinweisen. Wenigstens teilweise germ. Neuerung ist auch die überaus reiche, die ganze Namengebung durchsetzende Terminologie für das Kriegs- und Waffenwesen, Worte wie *Schwert, Schild, Helm, Bogen* sind gemeingerm., fehlen aber im Idg. Von den in der Namenbildung noch heute fortlebenden Stämmen *hild-*, *gunþ-*, *hafu-*, *wig-*, die durchwegs „Kampf“ bedeuten, läßt sich keiner als urindogermanisch nachweisen. Die Schifffahrt und manche Gebiete der

<sup>1)</sup> Näheres über diese germ. Neuerungen bei Voewe, Germanische Sprachwissenschaft.

Technik, z. B. die Weberei, besitzen eine ausgebildete gemeingerm. Terminologie, von der nur Ansätze in die idg. Urzeit zurückreichen. Mit der Entwicklung des germ. Seewesens wird es auch zusammenhängen, daß die Namen der Weltgegenden durchwegs gemeingerm. aber nicht indogerm. sind. Wichtige Worte des Ackerbau- und Siedlungswesens (*Pflug, bauen, Weizen, Heim, Haus*) fehlen in allen germ. Sprachen wieder, während sie in den übrigen idg. Sprachen nicht oder in abweichender Bedeutung vorkommen, und auf den Gebieten des Staatswesens und des Rechts lassen sich gemeingerm. Wortgleichungen in großer Fülle nachweisen; z. B. *König, Volk, Sache* (urspr. „Streitsache“), *Ding* (urspr. „Volksversammlung“).

Konnten wir oben aus dem Vorhandensein eines idg. Wortes für „hundert“ auf eine verhältnismäßig hohe Kulturstufe des Urvolks schließen, so stellen wir hier fest, daß das Wort für „tausend“ gemeingerm., aber nicht idg. ist, was wohl auf einen weiteren Fortschritt der Rechenkunst hindeutet. Eine wichtige Neuerung im Zahlensystem ist, daß die Zehner unter 60 in den germ. Sprachen ursprünglich anders gebildet wurden als die folgenden, was als Überrest eines neben dem Dezimalsystem auch sonst in Spuren fortlebenden Schocksystems gedeutet wird.

#### § 4. Gliederung des Germanischen. Die westgermanischen Sprachen.

Wie das Germ. unmittelbar nach seiner Loslösung vom idg., d. h. auf der sogenannten urgerm. Sprachstufe aussah, davon geben uns keinerlei literarische Sprachdenkmäler Zeugnis, doch können wir uns eine ungefähre Vorstellung davon nicht nur durch Vergleichung der historischen germ. Dialekte bilden, sondern auch durch die ältesten Runeninschriften, die noch einen wesentlich ursprünglicheren Charak-



ter aufweisen, als die nur wenig jüngere got. Überlieferung und die übrigen altgerm. Literaturdenkmäler. Charakteristisch ist vor allem, daß zahlreiche Endvokale, die wir in den literarischen Dialekten bereits vermissen, in der Sprache dieser Inschriften noch erhalten sind und daß diese Inschriften dialektisch noch so wenig differenziert sind, daß es bei einigen unmöglich ist, aus sprachlichen Gründen zu entscheiden, ob sie dem späteren nordischen oder einem westgerm. Dialekt zuzuweisen sind. Dies gilt vor allem von der bekannten Inschrift des einen Goldhorns von Gallehus (Jütland): *Ek HlewagastiR Holtijar horna tawido* „ich, Hlewagast aus Holt, machte das Horn“.

Wäre uns dieses Denkmal in got. Sprache überliefert, so müßte das *i* in *gastiR*, das *a* in *holtijaR* und *horna* synkopiert sein, das (lange) *o* in *tawido* müßte als *a* auftreten. Ähnliche unsynkopierte Formen hat uns das Finnische bewahrt, das eine große Anzahl uralter germ. Lehnwörter enthält, z. B. *kuningas* „König“, *kulta* „Gold“, *rengas* „Ring“, *runo* „Gedicht“ (eigentlich „Rune“), *saipjo* „Seife“, *tiuris* „teuer“, *kaunis* (aus \**skaunis*) „schön“ und vieles andere. Frühzeitig ist jedenfalls eine Spaltung des Urgerm. in Dialektgruppen eingetreten, die man als Nordgermanisch, Ostgermanisch und Westgermanisch zu bezeichnen pflegt, wobei aber zu bemerken ist, daß die ostgerm. Sprachen wohl nur als frühzeitig auf den Kontinent versetzte Zweige des Nordgermanischen zu gelten haben. Hier interessiert uns vor allem die westgerm. Gruppe, nicht nur, weil ihr das Deutsche angehört, sondern weil ihr Gebiet ursprünglich ausschließlich auf dem Boden des späteren Deutschland zu suchen ist. Sie weist dem Urgerm. gegenüber vor allem eine Reihe von charakteristischen Änderungen auf, von denen die Konsonantenverdopplung vor *j* und, weniger konsequent durchgeführt, vor einigen anderen Konsonanten, vor allem *r*, die auffallendste ist. Einem nord. *sitja* „sitzen“ steht also

z. B. ags. *sittan*, as. *sittean* gegenüber; ebenso setzt ahd. *sitzan* mit Sicherheit eine Form *\*sittjan* voraus. Neben got. *akrs*, nord. *akr*, finden wir ags. *æccer*, as. *akkar*, ahd. *ackar*, d. h. die lautgesetzlichen Entwicklungen von wgerm. *\*akkra*.

Gemeinwestgermanisch ist auch der Übergang von germ. *ā* zum Verschlußlaut *d*. Während das an. noch durchaus *fadir* schreibt, und für das got. *fadar* mit Sicherheit eine Aussprache *fadar* vorauszusetzen ist, finden wir im Wgerm. überall *d* oder, auf hochdeutschem Boden, dessen Weiterentwicklung zu *t* ags. *fäder*, as. *fadar*, ahd. *fatar*.

Eine bemerkenswerte wgerm. Eigentümlichkeit der Flexion ist die merkwürdige Bildung der zweiten Pers. Sing. des Imperfekts bei den starken Verben, die nicht wie im Got. und Nord. die Ablautstufe der sonstigen Sing.-Formen und die Endung *t* aufweist (got. *gaft*, an. *gaft* „du gabst“), sondern sich in der Vokalstufe an den Plur. anschließt: ags. *geáfe*, as. *gābi*, ahd. *gābi*, alles auf wgerm. *\*gābi* zurückweisend, also mit dem für die Pl.-Formen charakteristischen langen *ā* (vgl. ags. *geáfon*, as. *gābun*, ahd. *gābun* „sie gaben“, gegenüber ags. *geaf*, as. *gaf*, ahd. *gab* aus *\*gāb*), sowie die Endung *i* zeigt.

Wann diese wgerm. Sonderentwicklungen eingetreten sind, dafür bietet vielleicht das Verhalten des Burgundischen einen Fingerzeig, einer ursprünglich höchstwahrscheinlich ostgerm. Sprache, die aber um 410 bereits an den Rhein, also auf wgerm. Gebiet verpflanzt war und die charakteristischen Konsonantenverdopplungen nicht kennt. Diese werden also ihren Abschluß erreicht haben, noch ehe die Burgunder ihre ursprüngliche Heimat, aller Wahrscheinlichkeit nach die Insel Bornholm (an. Burgundarholmr) mit der wgerm. vertauscht hatten.

Einige weitere Neuerungen des Wgerm. gegenüber dem Urgerm. begegnen uns auch auf nord. Boden, hingegen nicht in den got. Quellen. Die wichtigsten sind: der Übergang



von stimmhaftem *s* (got. *z* geschrieben) zu *r*, z. B. got. *maiza*, ahd. *méro*, ags. *mára*, an. *meiri* „der größere“; got. *ais* (mit im Auslaut zu *s* verhärtetem *z*) „Erz“, ahd. *ér*, ags. *ár*, an. *eir*; ferner der Übergang von got. *ê*, idg. *ê* zu *â*, das später im Afs. zu *é* wird, z. B. got. *letan* „lassen“, ahd. *lâzzan*, af. *lâtan*, ags. *ldean*, an. *lâta*.

Die im Got. noch reich vertretenen reduplizierenden Verba vom Typus *letan*, Prät. *lailot*, *haitan* Prät. *haihait* usw. haben im Wgerm. wie im Nord., von wenigen Spuren abgesehen, die Reduplikations-silbe eingebüßt und dafür verschiedene Formen des Ablauts eingeführt.

Trotz dieser zahlreichen durchgehenden Gemeinsamkeiten tritt uns das Westgermanische in historischer Zeit nicht mehr als eine einheitliche Sprache entgegen, sondern als eine aus verschiedenen Dialekten bestehende Sprachenfamilie, die in zwei Gruppen, das Deutsche und das Anglofriesische zerfällt. Letzteres besteht aus dem an der Nordseeküste und auf den ihr vorgelagerten Inseln gesprochenen Friesischen, und aus dem um 400 nach England verpflanzten Angelsächsischen. Andere Dialekte, die diesem nördlichen Zweig des Westgermanischen angehörten, sind frühzeitig durch das Deutsche verdrängt worden, doch haben sich aus der Gegend von Merseburg Aufzeichnungen aus altd. Zeit erhalten, die in so zahlreichen Einzelzügen an das Angelsächsische gemahnen, daß man vielfach an das einstige Bestehen anglo=friesischer Siedelungen in diesem Teile Deutschlands glaubt<sup>1)</sup>.

<sup>1)</sup> Während der Völkerwanderungszeit haben zahlreiche Stämme, die an der Grenze zwischen dem nordischen und westgermanischen Sprachgebiet ansässig waren, Deutschland durchzogen und dabei wohl an einzelnen Orten dauernde Ansiedelungen begründet. Spuren einer solchen Niederlassung verraten sich uns vielleicht durch die in der Harzgegend häufigen Ortsnamen auf *-leben*, die in der deutschen Ortsnamenbildung, von Schleswig abgesehen, vollkommen isoliert sind, aber in den dänischen und südschwedischen Ortsnamen auf *-lev*, *-löv* ihre genaue Entsprechung haben. Sie enthalten ein mit dem Stamm von deutsch *bleiben* verwandtes Element *\*laiba*, das „Erbe, Hinterlassenschaft“ bedeutet.

Gemeinsame Kennzeichen des Anglofriesischen sind der Übergang von *a* zu *ä*, *e* (vgl. agf. *sät* „saß“, fries. *set*, gegenüber ahd. *saz*, af. *sat*); der Übergang von *a* zu *o* vor ausgefallenem Nasal (agf. *þóhte* „dachte“, fries. *thochte* gegenüber af. ahd. *tháhta* aus \**þanhta*); die Neigung zur Assimilierung von Palatalen vor hellem Vokal (vgl. engl. *church* „Kirche“, aus agf. *ċiriċe*, fries. *szuurke*). Charakteristisch für diese Sprache ist auch der von Ersatzdehnung begleitete Ausfall der Nasale vor allen stimmlosen Spiranten (nicht bloß vor *h*, wo der Ausfall gemeingerm. ist). Dieser letztere Vorgang greift jedoch auch ins Niederdeutsche hinüber und kehrt auffälligerweise, ebenso wie einige andere norddeutsch-anglofriesische Eigentümlichkeiten im Hochalemannischen wieder, eine merkwürdige Tatsache, aus der aber vorläufig keine weitgehenden Schlüsse gezogen werden dürfen.

### § 5. Germanische Wörter in klassischer Überlieferung und im Vulgärlateinischen.

Die Völker, mit denen die Römer zu Cäsars und Tacitus Zeiten Bekanntschaft machten, gehörten ihrer überwiegenden Mehrheit nach der westgermanischen Gruppe an, die sich allerdings, um diese Zeit sprachlich noch nicht besonders stark von der nordischen und ostgermanischen unterschieden haben dürfte. Daß sich dialektische Unterschiede auf einem so großen Gebiet wie dem damals von Germanen bewohnten schon geltend machten, ist von vornherein anzunehmen und wird uns indirekt dadurch bezeugt, daß Tacitus von den Buri und Marsigni erwähnt, ihre Sprache sei der der Sveben ähnlich.

Gleichzeitig mit den ältesten Nachrichten über Germanien überliefern uns römische und griechische Schriftsteller auch einzelne ausdrücklich als germanisch bezeichnete Worte, so finden wir bei Cäsar *urus* „Auerochs“, *alces* „Elch“, bei Tacitus *framea* „eine Art Speer“, *barditus* „Schlachtgesang“



(beide noch nicht sicher erklärt)<sup>1)</sup>, *glaesum* „Bernstein“ (mit unserem „glas“ verwandt), bei Plinius *ganta* „Gans“ und *sapo* „Schminke“ (unser „Seife“). Bei spätklassischen Schriftstellern kommen dann einzelne Ausdrücke des Kriegs- und Rechtswesens hinzu, wie z. B. *carrago* (für *carr-hago*) „Wagenburg“ (eigentlich „Karrenhag“), βαλδον „Fahne“, vgl. got. *bandwa* „Zeichen“, *vargus* „Strolch“, vgl. got. *wargs*, ahd. *warch* „Geächteter“, ferner weitere Tiernamen wie *biber* „Biber“, *taxo* „Dachs“ und verschiedene Wörter für Speisen und Getränke, wie etwa *flado* „Fladen“, *medus* „Metz“, *brado* „Schinken“. Verhältnismäßig spät taucht dann auch eine Gruppe von Wörtern auf, die sich auf die Musik der Germanen und ihre Schrift beziehen. *harpa* „Harfe“, *leudus* „Lied“, *runa* „Rune“.

Außerordentlich zahlreich sind die bei antiken Schriftstellern oder inschriftlich überlieferten Namen von germanischen Personen und Örtlichkeiten, die deshalb bemerkenswert sind, weil sie vielfach noch nicht dialektisch gefärbten Charakter tragen, sondern der für das Urgerm. vor- auszusetzenden Lautform nahestehen. So zeigt der Name *Svebi* noch das urgerm. *ê*, das später zu *â* überging. Der Name *Segimerus* kennt noch nicht den jetzt in *Sieg* vorliegenden Übergang von *e* zu *i* vor einem *i* der folgenden Silbe, der Göttinnenname *Baduhenna* zeigt noch nicht die Wirkung des Gesetzes, daß *e* vor Nasalverbindung zu *i* übergeht.

Daß der germ. Einfluß auf das Lat., vor allem auf die in den niedrigeren Schichten der Bevölkerung geltende Sprechweise, größer war, als die literarischen Quellen es verraten, geht aus zahlreichen germ. Wörtern hervor, die über das

<sup>1)</sup> Formell ließe sich *framea* am besten als ein von germ. \**framjan* „befördern“ (altnord. *fremja*, aq. *fremman*, ahd. *ga-fremmen*) abgeleitetes Substantiv betrachten. Die Bedeutungen erscheinen nicht als unvereinbar, wenn man daran denkt, daß das stammverwandte *vrumen* im Mhd. direkt „schleudern“ (von Wurfswaffen) heißen kann. Vgl. Rolandslied 4110 *vile manigen eskinen* (eschenen) *scact gefrumeten sie ûf thie cristenen*.

ganze romanische Gebiet (meist mit Ausnahme des rumänischen) verbreitet sind. Hierher gehören verschiedene Waffennamen, z. B. altfranz. *brand*, it. *brando* „Schwert“, vgl. an. *brandr*, ags. *brand*, mhd. *brant*, altfrz. *heume*, it. *elmo* „Helm“, altfrz. *gonfalon*, it. *gonfalone* „Fahne“ aus germ. \**gunþ-fanan* „Kampffahne“ (ahd. *gundfano*). Auffallend ist die große Anzahl von Farbennamen, die aus dem Germ. ins Rom. eingedrungen ist, wie it. *bianco*, frz. *blanc* „weiß“, it. *bruno*, frz. *brun* „braun“, it. *griggio*, frz. *gris* „grau“ (ethnologisch unserm „Greis“ entsprechend), it. *biavo*, altfrz. *blou* „blau“. Auch it. *biondo*, altfrz. *blond* wird allgemein als germ. Lehnwort betrachtet, wenn auch blond im Deutschen sicher eine verhältnismäßig junge Rückentlehnung aus dem Frz. ist. Möglicherweise liegt eine Partizipialbildung zu dem germ. Stamm \**blô(w)*- „blühen“ vor (vgl. altfrz. *fleuri*, das oft zur Bezeichnung glänzend weißer Haare verwendet wird). Wie sich der germ. Einfluß gerade auf diesem Gebiet erklärt, ist nicht ganz leicht zu sagen, einzelne Wörter könnten Ausdrücke der Mode sein, wie uns ja ausdrücklich bezeugt ist, daß die Römerinnen die rötlichblonden Haare der germ. Frauen bewunderten und zu Perücken verwendeten. Im übrigen ist darauf hinzuweisen, daß die Kunst, aus einheimischen Pflanzen schöne und dauerhafte Farbstoffe herzustellen, wenigstens bei den Germanen des Nordens noch heute auf einer hohen Stufe steht und aller Wahrscheinlichkeit nach auf uralten Erfahrungen beruht.

In diesem Zusammenhang sei erwähnt, daß in diesen Jahrhunderten auch das Slawische unter starkem germ. Einfluß steht, der sich in der Übernahme einer großen Anzahl von Lehnwörtern äußert. Die Form dieser Lehnwörter ist oft wegen ihrer Altertümlichkeit von Bedeutung, wenn sie auch im allgemeinen nicht dieselbe Ursprünglichkeit aufweist, wie die im Finnischen erhaltenen Reste des urgerm. Wortschatzes. (S. § 4.)



Vom Standpunkt des Inhalts betrachtet erweisen die germ. Lehnwörter im Slawischen eine deutliche Überlegenheit der Germanen auf dem Gebiet der staatlichen und materiellen Kultur; man vergleiche etwa: altsl. *kūnezi* „Fürst“: ahd. *kuning* „König“; altsl. *plūkū* „Kriegerschar“: ahd. *folk*; altsl. *mīči* „Schwert“: got. *mekeis*; altsl. *brūnja* „Brünne“: got. *brunjo*; altsl. *bugū* „Armband“: ahd. *boug*; altsl. *vragū* „Feind“: got. *wargs* „Verbrecher“; altsl. *plūgū* „Pflug“: altnord. *plóg*; altsl. *chlēbū* „Brot“, got. *hlaiψ*; altsl. *buky* „Buchstabe“: got. *boka*; altsl. *listi* „List“: got. *lists*.

Dazu kommt eine Reihe von Lehnwörtern aus den klassischen Sprachen, die durch germ. Vermittlung zu den Slawen gedrungen sind, z. B. altsl. *kupiti* „kaufen“: germ. *kaupjan*; altsl. *kotilū* „Kessel“: got. *katils*; *saḡbota* „Sonnenabend“: ahd. *sambaz-tag*.

## § 6. Einfluß des Lateinischen auf das Germanische.

Weit nachhaltiger als der Einfluß des Germ. auf die klassischen Völker waren die Wirkungen, die die Bekanntschaft mit den Römern und ihrer Kultur auf die Germanen ausübte. Bemerkenswerterweise gehören die meisten Lehnwörter nicht dem Gebiet des Kriegswesens an, auf dem die Überlegenheit der Römer nur zeitweise eine unbedingte war, sondern dem Wortschatz des friedlichen Verkehrs, zumal des Handels, des Feld- und Gartenbaus, der Baukunst usw. Immerhin ist unser „Pfeil“ eine Entlehnung aus dem lat. *pilum* „Wurfspeer“, die das agerm. Wort für diesen Begriff (\**arhwa*, vgl. ags. *earh*., n. *orr* „Pfeil“, got. *arhwazna* „Bogen“) verdrängt hat. Lat. *vallum* „Wall“ und *palus* „Pfahl“ haben die Germanen zunächst wohl als Fachwörter der römischen Befestigungstechnik kennengelernt, *strata* „Straße“ als Benennung der großartigen römischen Heeres-

straßen, die z. B. in den Rheingegenden noch heute erhalten sind, auch ahd. *mīla* „Meile“, lat. *milia* (*passuum*) gehört in diesen Zusammenhang. Lat. *miles* (-itis) begegnet uns im ahd. *miliz*, vgl. got. *militon* „Kriegsdienste tun“. Als Wort für „Lanze“ ist uns ahd. *ast* überliefert, das natürlich eine Entlehnung aus *hasta* darstellt.

Weit größer ist aber, wie gesagt, die Anzahl der Lehnwörter, die sich auf verschiedene Gebiete des friedlichen Verkehrs beziehen. Die große Rolle des römischen Handels, die uns durch unzählige archäologische Funde bewiesen wird, spiegelt sich wider in Wörtern wie ahd. *kauffan* „kaufen“, abgeleitet von lat. *caupo* „Gastwirt“, *mangôn* „handeln“ und *mangari* „Händler“ aus lat. *mango* „(Skaven)händler“, in Ausdrücken für Gewichte, Maße und Münzen, wie ahd. *pfund*, got. *pund* aus *pondus*, ahd. *multi*, as. *muddi* „Scheffel“ aus dem gleichbedeutenden lat. *modius*., ahd. *munizza*, as. *munita* „Münze“ aus lat. *moneta*. Haben die römischen Kaufleute Anspruch darauf, als die wichtigsten Träger ihrer Heimatkultur in entferntere Gegenden zu gelten, so läßt sich doch nicht verkennen, daß die unzähligen Neuheiten, die den Germanen in den festen Ansiedelungen der Römer entgegentraten, einen noch weit größeren Eindruck auf sie gemacht haben müssen. Die deutschen Worte für „Wein“, lat. *vinum*, „Most“ aus lat. *mustum*, „Senf“ aus *sinapis*, „Pfeffer“ aus *piper*, „Kümmel“ (ahd. *kumin*) aus *cuminum*, „Kohl“ aus *caulis*, „Rettich“ (ahd. *râtich*) aus *radix* (-icis), „Richer(erbsen)“ aus *cicer*, „Wicke“ aus *vicia* sind ebensoviele Beispiele für den großen Einfluß des lateinischen Gartenbaus; auch unser *pflanzen* (ahd. *pflanzôn*) ist eine alte Entlehnung aus *plantare*, der sich ahd. *orzôn* „anbauen“, abgeleitet von lat. *hortus*, an die Seite stellt. Im Gefolge des Weinbaus kamen dann Worte für verschiedene Gefäße, darunter ahd. *kelich* „Kelch“ aus lat. *calix* (-icis), wie auch die Namen der Kelter, ahd. *calctura* aus *calcatūra* und *fressa* (für \**pfressa*) aus lat. *pressa*.



Auch in den römischen Häusern und vielem, was sie enthielten, lernten die Germanen Dinge kennen, die ihnen bis dahin fremd gewesen waren, da sie vorher, wie Tacitus angibt „weder Mörtel noch Ziegel gebrauchten, sondern nur unförmige Bauhölzer zu allen Gebäuden verwendeten“. Der Name der römischen Steinmauer, *murus*, kehrt in ahd. *mûra* „Mauer“ wieder, ebenso haben der Kalk, der Ziegel, das Fenster, der Pfeiler ihre deutschen Namen aus dem Lat. erhalten (*calx* (-cis), *tegula*, *fenestra*, *pilarium*). Auch unser „Pforte“ ist ein Lehnwort aus dem lat. *porta*, das allerdings, in dieser Form, wie das unverschobene *t* beweist, jüngeren Datums sein muß. Zu den alten Entlehnungen gehört jedenfalls ahd. *pforzich* ags. *portic* aus lat. *porticus*. Von den einzelnen Räumen des Hauses gehören ahd. *kuchina* „Küche“ aus lat. *coquina*, *kamara* „Kammer“ aus lat. *camera*, *kel-lari* „Keller“ aus lat. *cellarium*, ahd. *chemin* „Kamin“ aus lat. *caminum* in die Reihe der alten Lehnwörter, ebenso wie die Namen verschiedener Einrichtungsgegenstände: ahd. *mias* „Tisch“ aus lat. *me(n)sa* (got. *mes*,) ahd. *skrîni* „Schrein“ aus *scrinium*, *tisk* „Tisch“ aus lat. *discus*, ursprünglich „Schüssel“, ahd. *skuzzila* „Schüssel“ aus *scutella*, *kezzi* „Kessel“ aus lat. *catinus*. Neben den zahlreichen Dingen des täglichen Gebrauchs haben die Germanen von den Römern auch eine Reihe von Dingen kennengelernt, die dem Luxus und der Unterhaltung dienten, vgl. ahd. *pflûma* „Flaumfeder“ aus lat. *pluma*, *pfuliwin* „Pfühl“ aus lat. *pulvinum*, ahd. *zabal* „Brettspiel“ aus lat. *tabula*. In diesem Zusammenhang sei auch ahd. *pfâwo* „Pfau“ aus lat. *pavo* erwähnt. Aus dem römischen Staats- und Rechtsleben ist wiederum nur eine begrenzte Anzahl von Lehnwörtern eingedrungen, vor allem ahd. *kaisar* aus lat. *caesar*, ahd. *tribuz* aus lat. *tributum*, ahd. *kôsa* „Rechtshandel“ aus lat. *causa*. Wohl mit der röm. Rechtspflege lernten die Germanen auch das Wort für „Kerker“, ahd. *karkari* aus lat. *carcer* kennen.

Begreiflicherweise sind diese ältesten Lehnworte, denen später zahlreiche neue folgten, nicht alle gleichzeitig zu den Germanen gedrungen; vielleicht das älteste ist der Name Cäsars, der zu einer Zeit übernommen wurde, als das römische *æ* noch als Diphthong, ähnlich dem germanischen *ai* gesprochen wurde. Einzelne unter den aufgezählten Wörtern zeigen die Spuren jüngerer lateinischer Lautentwicklung, wie z. B. ahd. *ziagal*, dessen Stammdiphthong nicht die klassische Form *tēgula*, sondern ein nach romanischen Lautgesetzen weiterentwickeltes *tēgula* voraussetzt. Von den zahlreichen lateinischen Lehnwörtern im Got. ist eine Anzahl wohl schon zu einer Zeit übernommen worden, als die Goten noch ihre alten Wohnsitze in der Nachbarschaft anderer germanischer Stämme innehatten, also nicht direkt von den Römern, sondern von Germanen im östlichen Deutschland, die sie ihrerseits wieder von westlichen Stammverwandten gelernt hatten. Daraus ergibt sich, daß wenigstens Wörter wie got. *asilus* „Esel“, *pund* „Pfund“, *wein* „Wein“, *mes* „Tisch“ schon zu Beginn des zweiten Jahrhunderts, als die Goten ihre Wohnsitze an der Weichsel verließen, über ganz Germanien verbreitet gewesen sein müssen. Das hohe Alter einzelner Lehnwörter im Germ. ergibt sich auch daraus, daß einige davon an das Finn. zu einer Zeit weitergegeben wurden, als die germanische *a*-Flexion, in welche diese Wörter übergetreten waren, ihr auslautendes *a* noch nicht verloren hatte (vgl. finn. *wiina* „Wein“, *punta* „Pfund“, *katila* „Kessel“).

## § 7. Das Deutsche, sein ursprüngliches Gebiet und seine Gliederung. Die hochdeutsche Lautverschiebung.

Als die Römer mit den Wohnsitzen der Germanen Bekanntschaft machten, bewohnten diese ein Gebiet, das vom feltischen in der Hauptsache durch den Rhein getrennt war,



sich nach Osten ziemlich weit in heute slawische und magyrische Gegenden hinein erstreckte und außerdem die südlichen Teile von Scandinavien umfaßte. Die Völkerwanderung brachte eine Verschiebung dieses Gebiets nach Westen und Süden mit sich, indem sich immer zahlreichere germanische Stämme über die westlichen römischen Provinzen ergossen, die Herrschaft über Italien an sich rissen und einen beträchtlichen Teil von England besetzten. Anderseits drangen Slawen und asiatische Reitervölker von Osten her vor, so daß im Gebiet des heutigen Deutschland schließlich die Elbe und Saale zu Grenzflüssen zwischen deutschem und slawischem Gebiet wurden. Das in den ersten christlichen Jahrhunderten zum großen Teil germanische Ungarn wurde von Hunnen, dann von Avaren und schließlich von Magyaren besetzt und auch im heutigen Österreich, sowie südlich desselben rückten slawische Stämme in ehemals germanisches Gebiet ein. Diese gewaltigen Völkerbewegungen brachten die Bevölkerung des alten Deutschlands in intime und dauernde Berührung mit den Römern und den von der römischen Kultur ihrer ursprünglichen Sprache beraubten Kelten, sowie mit den ursprünglichen Bewohnern der Alpen, die gleichfalls, eingeklemmt zwischen Römer und Germanen, ihre sprachliche Eigenart bald ganz verloren. Mit großer Wahrscheinlichkeit läßt sich annehmen, daß dieses Zusammenreffen und jahrhundertelange Zusammenleben mit fremden Völkern nicht nur in der Lebensführung, sondern auch in der Sprache der zunächst beteiligten germanischen Stämme eine Umwälzung hervorrief, als deren Ergebnis der Zerfall des deutschen Sprachgebietes in zwei deutlich geschiedene, wenn auch durch vermittelnde Übergänge einigermaßen zusammengehaltene Dialektgruppen, das Hoch- und das Niederdeutsche zu gelten hat. Ohne daß wir imstande wären, diese sprachlichen Vorgänge im einzelnen zu verfolgen und zu erklären, steht doch so viel fest, daß der beide Dialektgebiete trennen-

der Komplex von lautlichen Veränderungen, die zweite oder hochdeutsche Lautverschiebung, in jenen Dialekten am deutlichsten ausgebildet und wohl auch am ältesten ist, die in neu besetzten, von Kelten, Romanen und Alpenvölkern bewohnten Gebieten gesprochen werden, d. h. in Süddeutschland und in dem allerdings bald vom Italienischen verdrängten Langobardischen.

Die hochdeutsche Lautverschiebung, die mit der germanischen eine unverkennbare Verwandtschaft aufweist, setzt sich aus folgenden Lautübergängen zusammen:

die stimmlosen Verschlusslaute des Germanischen *p*, *t* und *k* werden zu den entsprechenden Affrikaten *pf*, *(t)z* und *kch* verschoben, wenn sie im Anlaut eines Wortes, nach Konsonanten oder in der Verdoppelung stehen. In den übrigen Stellungen, d. h. im Inlaut, zwischen Vokalen und im Auslaut nach Vokalen, werden sie zu Spiranten, nämlich zu *f(f)*, *z(z)* (ein *s*-Laut, der mit dem alten germ. *s* nicht identisch war) und *hh (ch)*; vgl. got. *paida*: ahd. *pfeit* „Kleid“; got. *taikns*, ags. *tácen*, as. *tēkan*: ahd. *zeichen* „Zeichen“; got. *kaisar*, ags. *cáser*: ahd. *cheisar* (spr. *keheisar*) „Kaiser“; dagegen got. *greipan*, ags. *gripan*: ahd. *griffan* „greifen“, got. *letan*, ags. *létan*, as. *lātan*: ahd. *lāzzan* „lassen“, got., ags. as. *ik*: ahd. *ih* „ich“; germ. *þ*, *d*, *g*, von denen der zweite Laut wie erwähnt bereits wgerm. zum Verschlusslaut *d* geworden war, treten als *p*, *t*, *k* auf: got. ags. as. *brinnan*: ahd. *prinnan*; got. *diups*, ags. *deop*, as. *diop*: ahd. *tiof* „tief“; got. *giban*, ags. *gifan*, as. *geþan*: ahd. *kepan* „gehen“.

Auf dem ganzen deutschen Sprachgebiet ist germ. *þ* während der ahd. resp. altniederdeutschen Periode zu *d* geworden. Da dieser Vorgang auch niederdeutsch ist, wird er meist nicht zur zweiten Lautverschiebung gerechnet.

In dieser vollkommensten Ausbildung erscheint die hochdeutsche Lautverschiebung jedoch nur in den südlichsten Dialekten; je weiter wir nach Norden gehen, um so häufiger werden



die Ausnahmen. Das Verhalten der einzelnen Gegenden zu diesem Idealbild der zweiten Lautverschiebung bietet uns den Haupteinteilungsgrund für die Dialekte des ältesten Deutschen. Wir haben demnach zu unterscheiden:

1. Das Bährische, zu dem im großen und ganzen auch die österreichischen Dialekte zählen, das wenigstens in gewissen alten Texten die Lautverschiebung in allen Einzelheiten durchgeführt hat.

2. Das Alemannische (vom Bährischen durch den Lech getrennt), in dem wir sehr häufig inlautendes *b* und *g* statt bahr. *p*, *k* finden.

3. Das Ostfränkische (mit den Hauptorten Bamberg und Nürnberg), wo germ. *þ* und *g* regelmäßig als *b* und *g*, nicht als *p*, *k* auftreten, und germ. *k* in jenen Stellungen unverschoben bleibt, wo die oberdeutschen Dialekte Affrikata haben, also im Anlaut, nach Konsonanten und in der Verdoppelung.

4. Das Südrheinfränkische in den Rhein- und Main-gegenden westlich vom Ostfränkischen, wo außerdem auch wgerm. *d* vielfach unverschoben bleibt. Im nordwestlichen Teil dieses Gebiets, dem eigentlichen Rheinfränkischen, widersteht auch *p* der Verschiebung in jenen Stellungen, wo es in den bisher genannten Dialekten *pf* ergibt.

5. Das Mittelfränkische, an der Mosel und am Rhein, etwa nördlich von Koblenz, wo wgerm. *d* regelmäßig unverschoben bleibt und germ. *þ* nicht zum Verschlusslaut geworden ist, sondern als Reibelaut (geschrieben *v*) auftritt. Im nördlichen Teil dieses Gebiets, dem Ripuarischen mit dem Hauptort Köln, begegnet in einzelnen Worten (*dat*, *wat*, *allet*) auch unverschobenes *t*. Germ. *p* bleibt, wo es in den südlicheren Dialekten *pf* ergibt.

Das Gebiet nördlich von einer Linie, die südlich von Aachen an der Grenze des französischen Sprachgebiets beginnend in einem weiten Bogen Köln umfaßt, unmittelbar südlich von

Düsseldorf bei Benrath den Rhein kreuzt und von da an zuerst südöstlich, dann in der Hauptsache nordöstlich bis zur slawischen Grenze weiterläuft, nimmt an der hochdeutschen Lautverschiebung überhaupt nicht Anteil und gehört somit den niederdeutschen Dialekten, nämlich

6. dem niederfränkischen im Westen und

7. dem niedersächsischen im Osten. Die Grenze zwischen den beiden letztgenannten Dialekten verläuft von Nordwesten nach Südosten, an der Zuidersee beginnend und südöstlich von Elberfeld die niederdeutsch=hochdeutsche Sprachgrenze treffend.

Das wichtigste Unterscheidungsmerkmal zwischen Niederfränkisch und Niedersächsisch liegt darin, daß der Plural der Verba im Niedersächsischen für alle drei Personen nur eine einzige auf Dental ausgehende Form kennt (af.-*ath*, mnd.-*el*).

## § 8. Chronologie der zweiten Lautverschiebung.

Da aus der Zeit der hochdeutschen Lautverschiebung deutsche Sprachdenkmäler nicht erhalten sind, sind wir für die Datierung derselben auf indirekte Schlüsse angewiesen, für die in erster Linie folgendes Material in Betracht kommt: Der Name Attilas ist von den Deutschen übernommen worden, noch ehe die Verschiebung von *tt* zu *tz* vor sich gegangen war. Er hat daher die Verschiebung mitgemacht und erscheint im Mhd. in der Form *Etzel*. Da Attila im Jahre 453 starb, dürfen wir diesen Akt der Verschiebung keinesfalls vor die Mitte des 5. Jahrhunderts setzen. Auf Ähnliches läßt die Behandlung einiger christlicher Lehnworte schließen, die die Deutschen auf dem Wege über das Gotische aus dem Griechischen übernommen haben. Es sind dies südd. *Pfinz-tag* „Donnerstag“ aus griech. πέμπτη „der fünfte Wochentag“, ahd. *pfaffo* aus griech. παπάς; auch ahd. *chirihha* „Kirche“ aus griech. κυρι(α)κόν wird oft hierher gerechnet,

doch ist es sehr fraglich, ob dieses Wort durch die Goten vermittelt wurde und nicht vielmehr durch in den römischen Provinzen am Rhein ansässige Griechen (vgl. § 10). Da die got. Kirche vor der Mitte des 5. Jahrhunderts kaum missionsfähig gewesen sein dürfte — noch zu Wulfilas Zeiten waren die christlichen Goten Verfolgungen von seiten ihrer heidnischen Stammesbrüder ausgesetzt — weisen auch diese Lehnworte darauf hin, daß wir die Verschiebung der *Tenuis* zu *Spiranten* resp. *Affrikaten* frühestens in die zweite Hälfte des 5. Jahrhunderts zu verlegen haben. Gingegen hat ein weltliches Lehnwort aus dem Gotischen, das deutsche *Maut* (vgl. got. *molareis* „Zöllner“) die *Tenuis*-verschiebung nicht mehr mitgemacht; da dieses Wort vor dem Untergang des Ostgotenreiches in Italien (555) ins Deutsche übergegangen sein muß, ergibt sich als wahrscheinlichster Zeitpunkt für diesen Vorgang die Zeit um oder nach 500.

Auch für die Datierung des Übergangs von germ. *t* zu *b* bieten uns zwei höchstwahrscheinlich durch gotische Vermittlung übernommene lat. Ortsnamen einen Anhaltspunkt. Da diese Namen, *Verona* und *Ravenna*, im mhd. als *Bern* und *Raben* auftreten und da sie in der deutschen Überlieferung mit der Person Dietrichs von Bern in fester Verbindung stehen, dürfen wir wohl annehmen, daß sie zugleich mit der Kunde von den Taten Theodorichs des Großen nach Deutschland gelangten, und zwar zu einer Zeit, als das deutsche *t* noch nicht zu *b* übergegangen und somit zur Wiedergabe eines lat. *v* geeignet war (in Lehnworten älteren Datums wird lat. *v* durch germ. *w* wiedergegeben, in jüngeren durch deutsch *v* (= *f*), vgl. einerseits *Wein* aus lat. *vinum*, anderseits *Vogt* aus lat. *vocatus*).

Da im 7. Jahrhundert deutsche Ortsnamen in lateinischer Überlieferung schon deutlich lautverschobene Formen aufweisen (*Ascapa* „Aschaffenburg“, *Ziurichi* „Zürich“), so ergibt sich mit aller Wahrscheinlichkeit, daß wir das 6. Jahr-



hundert als die Periode zu betrachten haben, innerhalb derer sich die hochdeutsche Lautverschiebung vollzog.

Der Übergang von *h* zu *d* hat sich sehr allmählich, größtenteils erst in literarischer Zeit, vollzogen. Auch hier ging der Süden voraus. Daß im Niederdeutschen noch gegen Ende des 10. Jahrhunderts *h*, nicht *d*, gesprochen wurde, beweist der Name des 997—999 auf Island tätigen sächsischen Missionärs *Jangbrandr*. Dieser isländischen Namensform muß ein niederdeutsches *Thankbrand* zugrunde liegen. Hochdeutsch würde der Name um diese Zeit schon *Dankbrand* lauten.

### § 9. Das Merowingische Zeitalter.

Aus der Anzahl deutscher Stämme, die uns Tacitus aufzählt, waren im Laufe der Völkerwanderungszeit einige große deutsche Staaten hervorgegangen, nämlich der fränkische, dessen Schwerpunkt sich allerdings nach dem Zusammenbruch des Römischen Reiches in das heutige Frankreich verlegte, der sächsische, der thüringische, der alemannische und der bayrische. Als sechstes Stammesgebiet kommt das der Friesen hinzu, die allerdings sprachlich und infolge ihrer Eigenschaft als Küstenbewohner auch ethnographisch eine Sonderstellung einnahmen. Seit Chlodwig dem Großen (481—511) spielten die Franken nicht nur politisch, sondern seit sie zu ihrem ursprünglichen Gebiet auch ein umfangreiches Stück römischen Kulturbodens in ihren Besitz gebracht hatten, auch kulturell die weitaus wichtigste Rolle. Auch auf sprachlichem Gebiet ist diese Hegemonie des Merowingerreichs wenigstens in Spuren nachweisbar. Obwohl die Geschäftssprache des Merowingischen Reiches natürlich die lateinische war, fehlt es doch nicht an Anzeichen dafür, daß man sich auch für die heimische Mundart interessierte. So wird uns von Chilperich I. († 584) berichtet, daß er das lateinische Alphabet um 4 Zeichen (für *ā*, *ô*, *w*, *th*) bereichert

habe, um es zur Aufzeichnung deutscher Texte tauglicher zu machen. Auch der Niederschrift des fränkischen Rechts begann man seine Aufmerksamkeit zu widmen; die Kodifizierung erfolgte in lateinischer Sprache, doch fügte man wichtige deutsche Rechtswörter in Form von Glossen bei. Diese „Malbergischen Glossen“ bilden wegen ihrer Altertümlichkeit eine wichtige Quelle für die deutsche Sprachgeschichte, deren Ausnützung leider dadurch erschwert wird, daß das deutsche Wortmaterial durch romanische Schreiber stark entstellt wurde. Dadurch, daß diese fränkischen Rechtsbücher für andere Stämme vorbildlich wurden, erklärt es sich, daß die süddeutschen Stammesrechte eine Reihe deutsch=lateinischer Fachausdrücke in fränkischer Form anführen, während sie bei der Wiedergabe solcher deutscher Wörter, die in nicht latinisierter Form zur Erläuterung oder Fixierung einzelner Rechtsbegriffe eingestreut sind, die Lautgestalt ihrer eigenen Mundarten wiedergeben.

Zwei Lehnwörter aus den klassischen Sprachen haben sich nachweislich vom merowingischen Hof aus nach Deutschland verbreitet, nämlich griech.=lat. *archiater* (gesprochen *arciater*), ein Titel, den die Leibärzte der merowingischen Könige im 5.—6. Jahrhundert von ihren Kollegen am byzantinischen Hof übernommen haben und von dem unser deutsches Arzt, ahd. *arzât* abgeleitet ist, und spätlat. *capella* ahd. *chapel* „Kapelle“, ursprünglich ein Deminutiv von spätlat. *cappa* „Mantel“. Eine Familienreliquie der Merowinger war nämlich der entzweigeteilte Mantel des heiligen Martin, dessen Name zunächst auf den Raum überging, in dem er aufbewahrt wurde, und dann die Bedeutung „Nebenraum einer Kirche, Kapelle“ annahm (davon auch *Kaplan*, aus spätlat. *capellanus*). Auch für ahd. *scriban* „schreiben“ ist Herkunft aus der merowingischen Kanzleisprache vermutet worden.

Die Beziehungen zwischen Deutschen und Romanen waren natürlich im Merowingerreich so intim wie nie zuvor.

Es muß dort naturgemäß eine große Anzahl von zweisprachigen Individuen gegeben haben, und so ist es denn wohl mehr als ein Zufall, wenn sich gerade um diese Zeit im Deutschen eine Reihe von wichtigen sprachlichen Änderungen eingebürgert hat, die in den romanischen Sprachen ihre genaue Entsprechung haben. Hierher gehört die Entstehung des Substantivartikels, den weder das Gemeingerm. noch das Lat. kannte; in beiden Sprachgebieten wird für den bestimmten Artikel ein Demonstrativpronomen, für den unbestimmten das Zahlwort für „eins“ verwendet. Auch der Übergang des Wortes für Mensch, lat. *homo*, ahd. *man* zu einem unbestimmten Pronomen, frz. *on*, d. *man* ist beiden Sprachgebieten gemeinsam. In ähnlichen Zusammenhang gehört die Bildung des umschriebenen Perfekts mit Hilfe von Wörtern für „haben“ und „sein“: frz. *j'ai vu*, *je suis venu*, d. *ich habe gesehen*, *ich bin gekommen*.

## § 10. Die Einführung des Christentums in Deutschland.

Wie nachhaltig auch die Einflüsse gewesen sein mögen, die die weltliche Kultur des Altertums selbst in ihren Trümmern auf die einbrechenden Germanen ausübte, so treten sie doch in den Hintergrund, sobald man sie mit der geistigen Umwälzung vergleicht, die die Bekanntschaft mit der Gedankenwelt des Christentums hervorbrachte. Nach Deutschland gelangte der neue Glaube auf verschiedenen Wegen. Unter den römischen Kolonisten am Rhein oder an der Donau gab es natürlich auch Christen, die das Ihrige dazu getan haben werden, auch unter ihren germanischen Nachbarn ihrem Glauben Anhänger zu werben. Aus dem Sprachgebrauch dieser Gemeinden dürften einige durch ihre Lautgestalt als sehr altertümlich erwiesene Lehnwörter ins Deutsche gelangt sein, z. B. *Kirche* aus *κupi(α)κόν*, *opfern* aus lat. *operari*. Das eigentliche Befehrwort begann aber erst, nachdem



die auf klassischen Boden übergetretenen Germanen ihren alten Glauben mit dem christlichen vertauscht hatten und nun daran gingen, ihre in den alten Sitten zurückgebliebenen Volksgenossen für die neue Religion zu gewinnen.

Wir haben schon oben erwähnt, daß in der Terminologie des deutschen Christentums eine Reihe von Ausdrücken eine Rolle spielt, die auf Beziehungen zur got. Kirche hinweisen. Soweit es sich dabei um griech. Fremdwörter handelt, könnten diese allerdings auch auf einem andern Weg ins Deutsche gedrungen sein, denn unter den christlichen Bewohnern der römischen Kolonien an den Grenzen des deutschen Sprachgebiets gab es nachweislich auch viele Griechen. Aber auch bei germanischen Wörtern, die zur Wiedergabe christlicher Begriffe verwendet wurden, finden sich einige so auffallende Übereinstimmungen zwischen dem Deutschen und dem Gotischen, daß man wohl nicht an ein zufälliges Zusammentreffen denken darf. Wenn den deutschen Wörtern *taufen* und *fasten* im Got. die vollkommen entsprechenden Wörter *daupjan* und *fastan* gegenüberstehen, oder wenn das Fem. zu d. *Heide* im Got. als *haipno* auftritt, so läßt sich wohl kaum der Schluß vermeiden, daß die deutschen Worte, wenn sie auch schon früher im Sprachschatz vorhanden gewesen sein mögen, ihre spezifisch christliche Bedeutung durch got. Einfluß angenommen haben.

Daß wir über die gotische Missionstätigkeit in Deutschland nicht besser unterrichtet sind, mag damit zusammenhängen, daß die Goten Arianer waren, weshalb die westeuropäischen Missionäre, die im Zeitalter der fränkischen Könige das Befeuerungswerk in großem Stil fortsetzten und vollendeten, kein Interesse daran hatten, die Verdienste ihrer Vorläufer, die ihnen ja als Heher erschienen, rühmend hervorzuheben. Wie immer es sich damit verhalten mag, Tatsache ist, daß die große Masse der in Deutschland ansässig gebliebenen Germanen erst durch die Tätigkeit westländischer Glaubensboten

dem Christentum gewonnen wurde. Vor allem haben hierbei britische (irisch-, schottische und angelsächsische) Mönche eine Rolle gespielt. Daß die fränkischen Könige aus religiösen und politischen Gründen mit Eifer die Befehrung der Deutschen begünstigten, ist selbstverständlich.

Auch die angelsächsische Mission hat in der deutschen Sprache ihre Spuren hinterlassen. So ist es wahrscheinlich, daß die Übersetzung von *spiritus sanctus* durch „der heilige Geist“ auf ags. Einfluß beruht. In alten süddeutschen Quellen wird nämlich dieser Begriff durch *der wîho âtum* „der heilige Atem“ wiedergegeben und erst später dringt die mit dem ags. *sé hálga gást* übereinstimmende Formel *der heilago geist* auch im Süden durch. Für Evangelium kennt das Ahd. die Ausdrücke *gotspel* „göttliche Rede“ und *ârunti* (eigentlich Botschaft). Beide Wörter sind der Entlehnung aus dem Ags. verdächtig. Die genaue Übersetzung von *euangelion* müßte im Deutschen *guotspel* „gute Botschaft“ lauten, im ags. *gódspel* mit ursprünglich langem *o*, das aber nach ags. Lautgesetzen verkürzt werden konnte, so daß der erste Teil des Wortes lautlich mit *god* „Gott“ zusammenfiel. Bei der Übernahme des Wortes ins Deutsche wurde es dann natürlich als *gotspel* wiedergegeben, da man den ursprünglichen Zusammenhang mit dem Stamm von d. *gut* infolge der nur auf ags. Boden lautgesetzlichen Verkürzung nicht mehr empfand. Ähnlich steht es mit ahd. *ârunti*, das offenbar mit got. *airus* „Bote“ zusammenhängt, aber nicht direkt aus diesem entwickelt sein kann, da einem got. *ai* im hd. vor *r* nicht *â*, sondern *ê* entspricht. Sinegen ist die Lautform des Wortes verständlich, wenn man Entlehnung aus dem ags. annimmt, wo sich aus germ. *ai* lautgesetzlich *â* entwickeln mußte, das später durch *i*-Umlaut zu *â* werden konnte. Die Grundlage des deutschen Wortes bildet also höchstwahrscheinlich eine ältere Lautstufe des gleichbedeutenden ags. *œrende*.

Auch das Wort *deutsch* ist vielleicht ursprünglich auf agf. Boden gebildet und als Fachwort der Heidenmission auf den Kontinent übertragen worden (vgl. § 13).

## § 11. Christliche Lehnworte aus den klassischen Sprachen.

Weit nachhaltiger als die durch die Einführung des christlichen Glaubens hervorgerufene Beeinflussung des Deutschen durch verwandte germ. Sprachen ist die Einwirkung, die die christliche Terminologie des Griechischen und Lateinischen ausübt. Eine Unzahl von Ausdrücken für theologische Begriffe und für vieles, was mit der Kirche und dem Klosterwesen indirekt zusammenhing, ist aus den klassischen Sprachen ins Deutsche übernommen worden. Soweit es sich dabei um griechische Ausdrücke handelt, hat in einigen wenigen Fällen das Got., in weitaus den meisten das Lat. die Vermittlerrolle gespielt.

Die Lautgestalt dieser christlichen Lehnworte unterscheidet sich von derjenigen des in römischer Zeit übernommenen Sprachmaterials in vielen Fällen dadurch, daß sie die Spuren junger romanischer Lautgesetze deutlich erkennen läßt. Wir haben oben § 5 gesehen, daß bei den älteren Entlehnungen lat. *c* auch in solchen Stellungen durch germ. *k* wiedergegeben wurde, in denen es später als *z* (= *ts*) gesprochen wurde (vgl. *Caesar*—*Kaiser*, *cellarium*—*Keller* usw.). Die christlichen Lehnwörter hingegen setzen durchwegs die jüngere romanische Aussprache (*c* = *ts*) voraus, z. B. d. *Zelle* aus lat. *cella*, ahd. *crûzi* „Kreuz“ aus rom. *cruce*, ahd. *chanzella* „Kanzel“ aus lat. *cancelli* „Schranken“. Auch sonst waren natürlich im Romanischen während der ersten christlichen Jahrhunderte zahlreiche Umgestaltungen vor sich gegangen, die sich in den deutschen Entlehnungen widerspiegeln. So ist die Lautgestalt von ahd. *priestar* „Priester“ (aus älterem \**prêstar*) nicht direkt aus lat. *presbyter*, griech. *πρεσβύτερος* zu ver-



stehen, wohl aber aus der altfrz. Lautform *prêtre*; ahd. *pilgrim* „Pilger“ geht nicht direkt auf lat. *peregrinus* zurück, sondern auf eine rom. Zwischenform *pelegrinus*, vgl. frz. *pelerin*; ahd. *probast* „Probst“ geht auf lat. *propositus* zurück, zeigt aber eine Erweichung des inlautenden *p*, die sich nicht aus deutschen, wohl aber aus romanischen Lautgesetzen verstehen läßt, usw.

Die Anzahl der zu dieser Schicht gehörigen Lehnwörter ist überaus groß. Sie umfaßt unter anderem die Mehrzahl der Ausdrücke für geistliche Personen (z. B. ahd. *canunih* „Canonikus“, *iacuno* „Diaconus“), Gebäude (ahd. *munistri* „Monasterium“, *tuom* „Dom“, aus *domus* [dei]) und Geräte (ahd. *organa* „Orgel“, *zinsera* „Rauchfaß“ aus [in] *cen-sorium*, *glocka* „Glocke“ aus mlat. *clocca*). Etwas eingehender sei hier nur die Gruppe von Lehnwörtern besprochen, die mit der Einführung des für die mittelalterliche Kultur so außerordentlich wichtigen Klosterwesens zusammenhängt. Das Wort *Kloster* selbst ist eine Entlehnung aus lat. *claustrum*, eigentlich „Verschluß“, ebenso wie unser *Zelle* von lat. *cella*, unser *Klaus* von lat. *clausa*, vulgärlat. *clûsa* stammt. Unser *Mönch* ahd. *munich* ist entlehnt aus mlat. *monicus*, einer Umbildung von griech. *μόναχος*. *Nonne* kommt von dem seit dem 4. Jahrhundert belegten lat. *nonna*, ursprünglich wohl ein Kinderwort zur Bezeichnung einer älteren Unverwandten. Ahd. *abbat* „Abt“ stammt von lat. *abbas* (-atis), das seinerseits in letzter Linie auf ein syrisches *abbā* „Vater“ zurückgeht. Dem Begriffskreis des Mönchtums gehört ursprünglich auch unser *Regel* ahd. *regula* an, das auf lat. *regula* „Richtscheit“ zurückgeht. Mit der strengen Klosterzucht hängt ahd. *kestigon* „kasteien, strafen“ aus lat. *castigare* zusammen.

In engstem Zusammenhang mit den Klöstern standen bekanntlich die Schulen, ahd. *scuola* aus lat. *scola* (griech. *σχολή*), in denen als Vorbedingung für jedes weitere Studium vor

allem das Lesen und Schreiben gelehrt wurde. Während für den Begriff „lesen“ ein einheimisches Wort beibehalten wurde, das nur zu seiner ursprünglichen Bedeutung „sammeln, auflesen“ nach dem Muster von lat. *legere* eine neue hinzu-erwarb, wurde das alte Wort für „schreiben“ ahd. *rīzan* „reißen“, (vgl. *Reißzeug*, *Reißbrett*, sowie engl. *write*) durch das Fremdwort *skriban* aus lat. *scribere* zurückgedrängt. Auf lat. *dictare* „diktieren“ beruht ahd. *diktôn*, *tihtôn*, unser *dichten*. Ebenso sind die Namen der Schreibgeräte zum größten Teil aus dem Lat. entlehnt, vgl. ahd. *tinkta* „Tinte“ aus mlat. *tineta*, „gefärbte Flüssigkeit“, *atraminza* „Tinte“ aus lat. *atramentum*, *pergamîn* „Pergament“ aus *pergamentum*, *tavala* „(Schreib)tafel“ aus *tabula*. Das lat. *brevis* (ergänze *libellus*) „kurzes Schriftstück“ ist die Grundlage von ahd. *briaf* „Brief“. *Libellus* selbst begegnet im ahd. als *libal*, *livol*, ging aber später wieder verloren.

Für die große Bedeutung der klösterlichen Kultur auf dem Gebiet des materiellen Fortschritts zeugt eine große Anzahl von Ausdrücken aus dem Bereich des Gartenbaus, des Bauwesens und der Handwerke. Als Beispiele seien genannt ahd. *lilja* „Lilie“ aus lat. *lilium*, *rôsa* aus lat. *rosa*, *pedarsili* aus griech.-lat. *petroselinum* (über mlat. *petrosilium*); ahd. *turri* „Turm“ aus *turris*, *gruft* aus *crypta*, *sûtari* „Schuster“ aus lat. *sutor*.

Mit diesen direkten Entlehnungen ist der Einfluß auf den ahd. Wortschatz noch lange nicht erschöpft; eine große Anzahl christlicher Begriffe wurde nämlich nicht durch fremdes Sprachgut wiedergegeben, sondern durch Nachbildung der lat. Ausdrücke mit deutschem Material. Hierher gehört z. B. ahd. *heiland* nach lat. *salvator*, *bikêran* „befeählen“ nach *convertere*, *armaherzi* „Barmherzigkeit“ nach *misericordia*, *scephari* „Schöpfer“ nach *creator*. Oder es wurden schon bestehende deutsche Worte, die sich einigermaßen zur Bezeichnung christlicher Begriffe gebrauchen ließen, in ihrer Be-

deutung den entsprechenden lat. angeglichen. Unsere Worte *Tugend* und *Laster* sind z. B. älter als das deutsche Christentum, wir dürfen aber als sicher annehmen, daß sie vor dem Eindringen desselben keineswegs dasselbe bedeuteten wie heute: *Tugend* ist ursprünglich „Tauglichkeit“ und wird noch mhd. oft in rein weltlichem Sinne verwendet, *Laster* bedeutet ursprünglich „Tadel“ (zu ahd. *lahan* „tadeln“) und hat erst unter dem Einfluß von lat. *vitium* den Charakter eines Fachworts der christlichen Ethik angenommen. Überhaupt dürfen wir von allen alten Ausdrücken für sittliche Begriffe voraussetzen, daß sie unter dem Einfluß des Christentums irgendwie umgewertet wurden; besonders deutlich ist dies z. B. bei ahd. *thiomuoti* „Demut“, das eigentlich „knechtische Gesinnung“ bedeutete (zu got. *þius* „Knecht“), also ursprünglich nichts weniger als die Bezeichnung einer Tugend war.

## II.

### Die althochdeutsche Periode.

#### § 12. Das karolingische Zeitalter. Das Deutsche als Literatursprache.

Von entscheidender Wichtigkeit für die Weiterentwicklung der deutschen Sprache waren die literarischen Bestrebungen, die sich an den Hof und an die Person Karls des Großen knüpften. Zwar ist sein Plan, eine deutsche Grammatik zu verfassen, nicht zur Ausführung gekommen, und die von ihm veranlaßte Sammlung deutscher Heldenlieder ist verloren, so daß als einziges konkretes Dentmal seiner Beschäftigung mit der Muttersprache das durch Einhard überlieferte Verzeichnis der von ihm festgesetzten Namen der Monate und Winde übrig bleibt. Von höchster Bedeutung aber ist die Tat-



sache, daß sich unter ihm und seinen Nachfolgern und im Zusammenhang mit der von ihm so kräftig geförderten Missionierung Deutschlands der Übergang des Deutschen zur Literatursprache vollzieht. Dadurch, daß Karl in seinen an die Behörden des ganzen Reichs gerichteten Erlassen die Notwendigkeit einschärfte, daß das Volk in seiner eigenen Sprache mit den Lehren des Christentums vertraut gemacht werde, wurde das Bedürfnis nach deutschen Übersetzungen der wichtigsten kirchlichen Texte zu einer sozusagen offiziellen Angelegenheit. Es entstehen denn auch gerade in dieser Periode in allen Teilen des deutschen Sprachgebiets Übertragungen des Vaterunsers, der Glaubensartikel, der Beichtformulare, daneben natürlich auch zusammenhängende Übersetzungen aus der Bibel, deutsche Predigten, auch eine oder die andere Bearbeitung gelehrter theologischer Schriften. Neben wirklichen Verdeutschungen, wie sie zum Gebrauch bei Predigt und Gottesdienst nötig waren, steht dann eine große Anzahl von Arbeiten, die offenbar dem Unterricht in den Klosterschulen dienten, und nur den Zweck hatten, den Zöglingen das Verständnis lateinischer Texte zu erleichtern, z. B. lateinisch-deutsche Vokabularien, entweder in alphabetischer Anordnung, oder im Anschluß an die Wortfolge des Textes, der gerade erläutert werden sollte, sowie Übersetzungen, die oft unter Vernachlässigung deutscher Sprachgewohnheiten Wort für Wort dem Original folgen (Interlinearversionen).

Auch einzelne Übersetzungen weltlicher Texte, wie etwa die Bruchstücke einer Verdeutschung des salischen Gesetzes, dürfen wir mit den Bestrebungen Karls auf dem Gebiet der Verwaltung in Zusammenhang bringen. Schreiben doch seine Kapitularien ausdrücklich vor, daß auch die Laien ihre Gesetze kennen und verstehen sollen. Vor allem aber ist wichtig, daß eine ganze Reihe der ältesten uns erhaltenen deutschen Dichtungen in direkten oder indirekten Beziehungen zu

Mitgliedern des karolingischen Hauses stehen. Der Heliand verdankt seine Entstehung dem Glaubenseifer Ludwigs des Frommen, der die Lehren des Christentums den neubefehrten Sachsen nahezubringen wünschte, das Evangelienbuch Otfrieds ist Ludwig dem Deutschen gewidmet und das Muspilli ist in ein Gebetbuch eingetragen, das sich im Besitz desselben Fürsten befand. Das Ludwigslied verherrlicht einen Sieg Ludwigs III. von Frankreich, gleichfalls eines Karolingers.

Angesichts dieser Tatsachen ist es nicht zu verwundern, wenn man sich die Frage vorlegte, ob denn nicht diese unverkennbare Beeinflussung der ältesten deutschen Literatur durch das Karolingerhaus sich irgendwie in der Gestaltung des ältesten literarischen Deutsch widerspiegle, und daß man diese Frage gelegentlich dahin beantwortet hat, es habe eine karolingische Hofsprache gegeben, die in ähnlicher Weise wie die spätere Schriftsprache über den einzelnen Dialekten gestanden habe, eine Art Idealsprache, die bei der Abfassung literarischer Texte auch für solche Schriftsteller maßgebend gewesen sei, deren heimatliche Mundart von dem fränkischen Idiom des Hofes abwich. Indessen sind die Texte, die wir direkt auf Angehörige des karolingischen Hofes zurückführen können, allzu spärlich, als daß sich aus ihnen für die Beantwortung dieser Frage irgend etwas Entscheidendes entnehmen ließe. Außer den schon erwähnten auf Karl den Großen zurückgehenden Monats- und Windnamen kommen eigentlich nur die von Rithard, einem Enkel Karls des Großen, überlieferten Eide in Betracht, die im Jahre 842 zu Straßburg zwischen Karl dem Kahlen und Ludwig dem Deutschen gewechselt wurden, soweit sich die beiden Herrscher dabei der deutschen Sprache bedienten. Diese spärlichen Reste beweisen die an sich nicht selbstverständliche Tatsache, daß die karolingische Familie hochdeutsch, nicht niederdeutsch sprach, sind aber nicht einmal hinreichend, um ein

Urteil darüber zu ermöglichen, ob am Hofe selbst eine Art Einheitsprache benützt wurde, die ausgesprochene mundartliche Eigentümlichkeiten vermied. Was aber jene Denkmäler betrifft, die, wie wir gesehen haben, in entfernteren Beziehungen zum karolingischen Hofe standen, so ist leicht festzustellen, daß sie ihre engere Heimat durch dialektische Züge meist schon auf den ersten Blick verraten, was wohl nicht der Fall sein könnte, wenn den Autoren oder Schreibern eine Art schriftsprachliches Ideal vorgezeichnet hätte. Das schließt natürlich nicht aus, daß sich in einzelnen Zügen der althochdeutschen Orthographie fränkische Einflüsse vermuten lassen. Wenn zum Beispiel für die Verbindungen *ge*, *gi*, *ke*, *ki* Schreibungen wie *ghe*, *ghi*, *khe*, *khi* auftreten, so liegt es ja nahe, hierin die Einwirkungen romanischer Schreibgewohnheiten zu erblicken, die durch doppelsprachige Franken in Deutschland verbreitet worden wären. Aber von solchen Annahmen bis zur Anerkennung einer ahd. Schriftsprache ist noch ein weiter Weg und ebenso wenig darf die Tatsache, daß zahlreiche ahd. Sprachdenkmäler in ihrer Orthographie die Eigentümlichkeiten zweier verschiedener Dialekte mischen, als Beweis für sprachliche Einheitsbestrebungen verwendet werden. Wo ein Schreiber einen Text wiederzugeben hatte, der in einer anderen Mundart als seiner abgefaßt war, bestand ja von vornherein die Wahrscheinlichkeit, daß er weder seinen Heimatdialekt, noch die Mundart seiner Vorlage ganz rein wiederzugeben vermochte, sondern beide vermischte.

Andererseits sind solche Mischhandschriften in ahd. Zeit so außerordentlich häufig, daß ihr Vorhandensein uns vielleicht doch berechtigt, von ersten Ansätzen zur Ausaleichung der Dialekte im Sinne einer Schriftsprache zu sprechen. Es ist nämlich wohl zu beachten, daß der Übergang von der reinen Mundart zu der in einem größeren Gebiet geltenden Gemeinsprache sich nicht direkt zu vollziehen pflegt, sondern



ein Zwischenstadium voraussetzt, für das gerade die Mischung verschiedener Dialekte charakteristisch ist. Man bestrebt sich zunächst noch nicht, dialektfrei zu sprechen oder zu schreiben, wohl aber vermeidet man Worte und Wendungen, von denen man gemerkt hat, daß sie den Heimatdialekt in allzu krassen Gegensatz zu den Mundarten der Nachbarn bringen. Vielleicht ist einiges, was uns in ahd. Handschriften begegnet, in diesem Sinne zu beurteilen. So finden wir, daß in der Handschrift der Latianübersetzung die Form *thie* für den Nom. des männlichen Artikels öfter in *ther* geändert worden ist, vielleicht, weil der Korrektor eine so ausgesprochen unhochdeutsche Form ungeeignet fand.

Auch eine zweite Art von Gemeinsprache hat man für die Zeit der ältesten deutschen Literaturdenkmäler feststellen wollen. Es wurde nämlich die Vermutung aufgestellt, daß sich die fahrenden Sänger, die uns ja von den ältesten Zeiten an bis weit in die literarische Periode hinein als ein besonderer Stand bezeugt sind, in ihren Dichtungen nicht der reinen Dialekte bedient hätten, sondern einer Art traditioneller Gemeinsprache, die aus dem Bedürfnis heraus entstanden sei, auch außerhalb der engeren Heimat verständlich vortragen zu können. Man stützte diese Ansicht mit dem Hinweis darauf, daß die Sprachform des Heliand zu keinem der jetzt bekannten niederdeutschen Dialekte stimmt, sondern Züge aufweist, die in verschiedenen Mundarten heimisch sind. Ja, man glaubte sogar von dieser Dichtersprache behaupten zu können, daß sie im wesentlichen auf altsächsischer Grundlage beruht habe, was man vor allem daraus schloß, daß das wichtigste weltliche Gedicht der ahd. Periode, das Hildebrandslied, tatsächlich einen starken niederdeutschen Einschlag aufweist.

Auch diese Hypothese ist indes unbeweisbar. Man mag ja die Wahrscheinlichkeit zugeben, daß fahrende Sänger vor einer fremden Hörerschaft sich nach Kräften bestrebt haben

werden, auf den Dialekt derselben Rücksicht zu nehmen. Auch daß in der Diktion der stabreimenden Dichtung eine feste Tradition bestand, die den einzelnen Sängern einen großen Schatz an fertig geprägten poetischen Ausdrücken und Formeln zur Verfügung stellte, läßt sich leicht erweisen. Hingegen ist das uns erhaltene Material viel zu lückenhaft, als daß wir das Vorhandensein einer Art Gemeinsprache der Dichtung auch nur wahrscheinlich machen, geschweige denn mit Sicherheit feststellen könnten.

### § 13. Die Entstehung des Wortes deutsch.

Dadurch, daß Karl der Große alle deutschen Stämme unter seinem Szepter vereinigte, und daß der Hauptteil der in seinem Reich sesshaften Germanen durch die unter seinen Enkeln abgeschlossenen Verträge zu einem selbständigen, von den romanischen Teilen des Frankenreichs geschiedenen politischen Gebilde wurde, waren die Voraussetzungen dafür gegeben, daß die im damaligen Deutschland wohnenden Stämme trotz großer innerer Gegensätze sprachlicher und politischer Natur nach außen hin als eine Einheit erscheinen konnten. Während man bis dahin von Franken, Schwaben, Sachsen usw. als untergeordneten Gliedern eines auch zahlreiche nicht germanische Stämme umfassenden Weltreichs sprechen konnte, gab es seit Ludwig dem Deutschen ein ostkarolingisches Reich, das nur Völker germanischen Stammes umfaßte. Damit war das Bedürfnis nach einem alle diese Völker zusammenfassenden Namen gegeben; einen solchen zu finden, machte keine Schwierigkeiten, da um diese Zeit in der lateinischen Literatur ein Wort, das die Sprache der in Frage kommenden Germanen dem Latein gegenüber zusammenfassend charakterisierte, schon geprägt war. Seit 786 erscheint in lat. Texten ein Adverb *theodisce* und wenig später die Verbindung *theodisca lingua* als Bezeichnung

germanischer Volkssprachen im Gegensatz zum Lat. Der älteste Beleg bezieht sich auf das Ags., weitaus die Mehrzahl der Fälle aber auf die Sprache der kontinentalen Germanen. Das Wort ist abgeleitet von einem germ. Wort für „Volk“, got. *þiuda*, ags. *þeód*, ahd. *diota*; nach einer früher weitverbreiteten Ansicht wäre es eine Übersetzung von lat. *vulgaris*, hätte also zunächst die Sprache des ungebildeten Volks im Gegensatz zu den lateinisch sprechenden gelehrten Ständen bezeichnet. Indes ist es sehr unwahrscheinlich, daß das germ. *\*þiudō*, das ursprünglich die Gesamtheit der freien Volksgenossen bezeichnete, zum Ausdruck eines Begriffs mit verächtlichem Nebensinn verwendet werden konnte.

Für die Beurteilung der Frage nach dem ältesten Sinn des Wortes *deutsch* ist von Wichtigkeit, daß das Wort ins Mittellateinische offenbar nur von christlichen Germanen eingeführt sein kann, und daß es in den Sprachen der am frühesten christianisierten germanischen Völker, der Goten und Angelsachsen, weder ein bestimmtes Volk noch eine bestimmte Sprache bezeichnet, sondern „heidnisch“ bedeutet. Der Plural des germ. Subst. *\*þiudō* wird nämlich in beiden Sprachen als Übersetzung des biblischen ἔθνη, lat. *gentes* zur Bezeichnung heidnischer Völker verwendet. Unter diesen Umständen liegt es sehr nahe, anzunehmen, daß das Wort *theodiscus* zunächst als Übersetzung von mlat. *gentilis* „heidnisch“ entstand und von ags. Missionären zur Bezeichnung der noch nicht christianisierten Germanen verwendet wurde. Daß sich der älteste Beleg nicht auf Deutsche, sondern auf Angelsachsen bezieht, braucht uns an dieser Auffassung nicht irrezumachen. Der Verfasser des Schriftstücks, in dem das Wort zum erstenmal auftaucht, war nämlich Italiener und wir dürfen es ihm wohl zutrauen, daß er eine Formel, die ursprünglich zur Bezeichnung der deutschen Volkssprache im Gegensatz zum Latein geprägt worden war, auf das um diese Zeit dem Deutschen noch recht nahestehende Angelsächsisch übertrug.



Als Bezeichnung des deutschen Volkes (nicht nur der Sprache) erscheint *theodiscus* erst wesentlich später, nämlich gegen Ende des 9. oder im 10. Jahrhundert.

Bemerkenswert ist, daß der Ausdruck *theodiscus*, auch wo ihn Deutsche gebrauchen, im 9. Jahrhundert noch nicht das Deutsche als Einzelsprache bedeuten muß, sondern auch verwandte germanische Sprachen umfassen kann; so sagt Walafriid Strabo, daß die Goten zur Zeit ihrer Bekehrung zum Christentum „*nostrum, i. e. theodiscum sermonem*“ gesprochen hätten.

#### § 14. Das Deutsche der althochdeutschen Periode.

In die Zeit der jüngeren Karolinger fällt eine Umgestaltung der dichterischen Form, die für die Entwicklung der deutschen gebundenen Rede von grundlegender Bedeutung gewesen ist: man gab den altüberlieferten Stabreim auf, um statt dessen nach spätlateinischem und romanischem Muster den Endreim zum Träger des poetischen Stils zu machen. Nur scheinbar handelt es sich bei dieser Reform, als deren erster und weitaus bedeutendster Vertreter Otfried von Weissenburg erscheint, um etwas rein Äußerliches. Der Stabreim wird nur dann hörbar und poetisch wirksam, wenn die durch ihn ausgezeichneten Silben durch starke Betonung aus ihrer Umgebung hervorgehoben werden, daher setzt die alliterierende Poesie mit Notwendigkeit einen nachdrücklichen, oft pathetischen, das Wichtige überdeutlich herausarbeitenden Vortrag voraus. Hingegen fällt der Endreim weit deutlicher ins Ohr, so daß es keineswegs nötig ist, daß die durch ihn verbundenen Silben mit den logischen Hauptakzenten der Sätze zusammenfallen. Durch diese Loslösung der wichtigsten Bedeutungsträger des Satzes von den für die poetische Form charakteristischen Sprachelementen wird ein ruhigerer, gleichmäßigerer Fluß der Verse ermöglicht, mit

dem allerdings eine gerade bei Otfried oft bedenkliche Annäherung an den Charakter der prosaischen Rede Hand in Hand geht.

Es versteht sich von selbst, daß dieser Übergang von einem durch Jahrhunderte geübten und zu großer Vollkommenheit ausgebildeten dichterischen Stil zu einem völlig andersgearteten, den man nur allmählich und unter großen Schwierigkeiten beherrschen lernte, als Ausdruck eines gründlich veränderten Geschmacks betrachtet werden muß; das Pathos der Völkerwanderungszeit und ihres Heldentums hatte sich überlebt, um einer ruhigeren, weniger nach monumentalen, als vielmehr nach gefälligeren und zugleich beweglicheren Formen strebenden Geschmacksrichtung Platz zu machen.

Die Prosadentmäler des karolingischen Zeitalters sind, wie schon erwähnt, mit verschwindenden Ausnahmen Übersetzungen aus dem Lat., die alle Übergangsstufen aufweisen, von der slavischen Interlinearversion bis zu der verhältnismäßig großen Selbständigkeit und Ausdrucksfähigkeit des ahd. Isidor, dessen Sprachfertigkeit sich den verwickelten theologischen Gedankengängen des Originals ziemlich gewachsen zeigt. So wenig anziehend der größte Teil dieser Übersetzungsliteratur uns heute erscheint, dürfen wir doch nicht verkennen, daß der fortwährende Vergleich der lat. Ausdrucksmittel mit dem Deutschen, der durch sie nötig wurde, zur Schärfung des Gefühls für die Eigenart der deutschen Sprache wesentlich beigetragen haben muß. So finden wir schon bei Otfried die Beobachtung, daß zwei Negationen nicht wie im Lat., eine Bejahung, sondern eine verstärkte Verneinung ergeben, und in der Windberger Psalmenübersetzung, die uns zwar erst aus mhd. Zeit überliefert ist, aber ihrem Charakter nach noch ganz in der ahd. Tradition fußt, finden sich nicht nur zahllose Synonyma, die für die Übersetzung eines und desselben lat. Ausdrucks zur Wahl gestellt werden, son-

bern gelegentlich auch feinfühligte Bemerkungen über den Unterschied in der Verwendung solcher bedeutungsverwandter Ausdrücke<sup>1)</sup>.

Auch in der orthographischen Wiedergabe des Deutschen beweisen die ahd. Autoren und Schreiber oft ein feines Ohr, indem sie sich keineswegs ausnahmslos der Schematisierung fügen, die die Anwendung des lat. Alphabets notwendig mit sich bringen mußte. So stellt Otfried fest, daß es in seiner Sprache Zwischenlaute gebe, die durch keines der lat. Vokalzeichen richtig wiederzugeben wären und führt zur Bezeichnung dieser Laute das Zeichen *y* ein.

Ein besonders feines orthographisches System hat dann in der zweiten Hälfte der ahd. Periode der St. Galler Notker († 29. Juni 1022) eingeführt, dessen deutsche Schriften als ein Höhepunkt der ahd. Prosa betrachtet werden müssen. Notker hat sich für seine Übersetzung und Kommentierung lateinischer Texte eine eigenartige, mit lateinischen Elementen reichlich durchsetzte, aber dabei lebendige und ausdrucksfähige Mischprosa ausgebildet, mit deren Hilfe er sich auch an die abstraktesten Gegenstände mit Glück heranwagt. Seine Übersetzung der *Consolationes* des Boëthius ist das erste Werk in deutscher Sprache, das einen ausgesprochen philosophischen Gegenstand behandelt; die Terminologie, deren sich Notker hier zur Wiedergabe philosophischer Gedankengänge bedient, ist für die Geschichte dieses Zweiges des deutschen Wortschatzes von großer Bedeutung. Im Stil ist Notker natürlich nicht unbeeinflusst von seinen lateinischen Vorlagen. So verwendet er unbedenklich spezifische lateinische Konstruktionen, wie den *Acc. cum inf.*, den *Abl. absolutus*. Doch finden

<sup>1)</sup> So wird unterschieden zwischen *inbot* dem freundlichen, und *gebot* dem herrischen Auftrag: *mandatum* heizzet *inbot*, daz mē den heinlichen trāten (Vertrauten) unde den sonderfriunden *inbiutet*. *praeceptum* ist daz *gebot*, daz mē jouch (und) diehe (häufig) den lösen, den widerbruchtigen (widersehligen) schalchen gebiutet. daz (dieses) ziuhet ze (bezieht sich auf) den vorhten, jenez gehabet sih ze der minne.



sich auch Züge, die wir wohl als das Durchbrechen volkstümlicher deutscher Stilgewohnheiten auffassen dürfen, z. B. in der Verwendung von allitterierenden Formeln, von schmückenden Beiworten u. dgl.

Daß die deutschen Werke Notkers für seine Zeit ein wirkliches Wagnis darstellten, geht vielleicht am besten aus der Art hervor, wie er sie dem Bischof Hugo von Sitten gegenüber rechtfertigt: der Bischof werde sie zunächst abscheulich finden, aber allmählich erkennen, um wieviel leichter die behandelten Gegenstände erfaßt werden könnten, wenn sie in der eigenen Sprache dargestellt würden. Die Abneigung gegen die deutsche Sprache scheint damals in den Klöstern noch sehr verbreitet gewesen zu sein. Ihre Bezeichnung als „barbarisch“ findet sich oft genug auch im Munde deutscher Mönche und kehrt sogar bei Notkers Schüler Ekkehard IV. wieder.

Daß die Kunst, aus dem Lateinischen ins Deutsche zu übersetzen, von Notker nicht nur geübt, sondern auch in der Schule gelehrt wurde, zeigt der sogenannte „Brief Ruodpertz“, eine kleine Sammlung von lateinischen Phrasen mit deutscher Übertragung zu Unterrichtszwecken.

Unter Notkers literarischen Nachfolgern ist Williram zu nennen, dessen Übersetzung des Hohen Liedes höheren Schwung und größere Gefühlstiefe verrät, als man sie bei den Werken der ahd. Periode sonst zu finden gewohnt ist. Diese Vorzüge beschränken sich allerdings im großen und ganzen auf die Übersetzung des lateinischen Originals, mit dessen lyrischer Bewegtheit der Bearbeiter zu wetteifern sucht, während der Kommentar mit seinem immer wieder von lateinischen Phrasen durchbrochenen Gelehrtendeutsch oft einen recht pedantischen Eindruck macht. Daß gerade dieses Werk uns in so vielen Handschriften überliefert ist, wie kein anderes aus ahd. Zeit, ist sicher kein Zufall, sondern ein Anzeichen dafür, daß auch in geistlichen Kreisen eine Richtung um sich

zu greifen begann, der es an Interesse für weltliche Kunstübung nicht fehlte. Williram's Arbeit kann darum als ein Vorläufer jener Bewegung aufgefaßt werden, die in der mhd. Periode in dem religiös gerichteten, aber dabei nichts weniger als weltfremden Rittertum ihren Höhepunkt erreichte.

Bei der verhältnismäßig geringen Anzahl größerer altdeutscher Sprachdenkmäler und ihrem einseitig religiösen Charakter hält es schwer, sich von der allgemeinen Entwicklung der Sprache während dieser Zeit eine klare Vorstellung zu machen. Sicher haben wir uns die ahd. Periode als eine Zeit lebhafter sprachlicher Fortentwicklung zu denken, was unter anderem schon daraus hervorgeht, daß eine Unzahl von alten germ. Wörtern, die zu Beginn der Periode noch vorhanden sind, im Laufe derselben verschwinden und durch neue ersetzt werden. So enthält das noch dem 8. Jahrhundert angehörige Aeronische Glossar eine Menge Wörter, die sonst nirgends belegt sind und also im späteren Mhd. ausgestorben sein müssen. Allerdings müssen wir damit rechnen, daß der wirkliche ahd. Wortschatz weit umfangreicher war, als der uns durch die Denkmäler überlieferte. Ein Beweis dafür ist z. B., daß eine Reihe von Verben, die wir wegen ihrer Bildungsweise als sehr alt betrachten müssen, uns erst im Mhd. begegnen. Es handelt sich dabei um Wörter, deren Stamm im Germ. auf doppelte Tenuis ausging, wie z. B. mhd. *strupfen* „streifen“, *slitzen* „schlitzten“, *snitzen* „schnitzen“, *bücken* „bücken“, *wacken* „wackeln“. Diese Verba sind ursprünglich Verstärkungen von auf einfache Konsonanten ausgehenden Stammwörtern (ahd. *stroufen*, *slizan*, *snīdan*, *biogan*, *wegan*); wir dürfen annehmen, daß ihnen anfänglich etwas vom Charakter derber Kraftwörter eigen war, der ihr Fehlen in der ahd. Gelehrtenliteratur leicht verstehen läßt.

Über das wirklich gesprochene Deutsch der althochdeutschen Periode belehren uns notdürftig zwei kleine Gesprächsam-

sungen zum Gebrauch für Ausländer. Die wichtigere derselben ist von einem Franzosen im 10. Jahrhundert verfaßt und enthält Phrasen, die auf der Reise von Nutzen sein können. Erkundigungen über die Herkunft von Mitreisenden, Unterhandlungen über Kost und Herberge, Gespräche zwischen Herr und Knecht u. dgl. Der Ton ist zum Teil ein überaus derber, die primitive orthographische Wiedergabe der deutschen Reden deshalb von großem Interesse, weil der Verfasser von den herrschenden orthographischen Systemen unbeeinflusst ist und daher einfach niederschrieb, was er hörte. So treten in diesen Gesprächen abgeschwächte Formen auf, die der eigentlichen ahd. Literatur fremd sind: *gimer* für *gib mir*, *suile* für *so will ich* usw.

Das deutsche Sprachgebiet hat in ahd. Zeit zunächst eine beträchtliche Verkleinerung erfahren, indem das westfränkische Reich durch das Aufgehen der deutschen Eroberer in der Masse der römisch-keltischen Bevölkerung schon im Lauf des 9. Jahrhunderts zu einem einsprachigen romanischen Gebiet wurde. Anderseits waren wohl schon etwas früher die romanischen Reste auf süddeutschem Boden, deren zahlreiches Vorhandensein uns u. a. durch die weitverbreiteten mit dem Element *walch-* („wälsch“) gebildeten Ortsnamen bezeugt ist, von der umgebenden germanischen Bevölkerung aufgesaugt worden. In der Zeit der Ottonen beginnt dann eine gewaltige, nach Osten gerichtete Kolonisationsbewegung, die schon durch ihre ersten großen Vorstöße den deutschen Charakter der Donauländer bis zur March und Leitha endgültig sichert und die Slawen weit hinter die Elbe und Saale, die nach der Völkerwanderungszeit die Sprachgrenze gebildet hatten, zurückdrängt. Während so im Norden das Niedersächsische, im Süden das Baiyrische, von dem das Österreichische nur eine Untergruppe darstellt, an Raum gewinnt, entstehen in Mitteldeutschland zwei neue Dialekte, das Obersächsische und das Schlesiache, von denen das



erstere später, zur Zeit der Entstehung der neuhochdeutschen Schriftsprache, eine entscheidende Rolle gespielt hat.

## § 15. Lautliche Veränderungen während der althochdeutschen Periode.

Die kräftige Umgestaltung, der die deutsche Sprache während der ahd. Zeit unterworfen war, spiegelt sich auch darin wieder, daß vor und während dieser Periode in der Lautgebung der Sprache zahlreiche Veränderungen eintraten. Über die wichtigste Gruppe der hierher gehörigen Erscheinungen, die zweite Lautverschiebung, wurde schon oben (§ 7) gehandelt. Nachzutragen ist hier einiges über die Vorgänge auf dem Gebiet des Vokalismus, von denen die sogenannten Umlautsercheinungen vielleicht die wichtigsten sind. Sie bestehen darin, daß ein *i* oder *j* der Endsilbe die Fähigkeit hat, den Vokal der vorhergehenden Stammsilbe dem Lautcharakter des *i* anzunähern. So wird *ā* zu *ē* (got. *satjan*: ahd. *setzen*, got. *gasteis* [spr. *gaſtīs*]: ahd. *gesti*). Bei den übrigen umlautsfähigen Vokalen setzt sich der Umlaut erst in der mhd. Orthographie durch, während die ahd. noch die unumgelauteten Vokale schreibt. Doch sprechen verschiedene Anzeichen dafür, daß auch hier der Umlaut schon während der ahd. Periode eintrat und daß uns nur die konservative Rechtschreibung dieses Zeitalters daran verhindert, ihn deutlich zu erkennen. Es wird also *ā* zu *ē* (ahd. *māri* „berühmt“ zu mhd. *māere*), *o* zu *ö* (*St. Pölten* aus *St. Ypoliti*), *ō* zu *œ* (ahd. *hōnnen* „höhnenn“ zu mhd. *hœnen*), *u* zu *ü* (ahd. *suntea* zu mhd. *sünde*), *û* zu *iu* (spr. *ü*; *hûti* „Häute“ zu mhd. *hiute*), *uo* zu *üe* (ahd. *gruoni* zu mhd. *grüene*).

Die Durchführung dieser Erscheinungen nimmt mehrere Jahrhunderte in Anspruch. Der *i*-Umlaut von *a* ist in den meisten Fällen schon in den ältesten ahd. Denkmälern durchgeführt; wo er infolge der Einwirkung gewisser Konsonanten-

verbindungen oder aus anderen Gründen zunächst unterbleibt, wird er dann in Mhd. durchgeführt, und zwar unvollständig (das Ergebnis ist nicht *e*, sondern *ä*) und verhältnismäßig spät, wie der Umstand beweist, daß auch einige junge Lehnwörter aus dem Slawischen an ihm teilnehmen. So wird das im 13. Jahrhundert übernommene poln. *granica* zu mhd. *gränze* und der tschechische Eigenname *Zawisch* tritt in der Reimchronik Ottokars als *Zäwisch* auf.

Eine weitere den Charakter der Sprache stark beeinflussende Erscheinung ist die Abschwächung der meisten unbetonten Vokale zu *e*, z. B. ahd. *ebano*: mhd. *ebene*, ahd. *zeichnunga*: mhd. *zeichenunge*, ahd. *sluzzil*: mhd. *slüzzel*, ahd. *klagôn, klagên*: mhd. *klagen*. Auch diese Veränderung, die man oft als einen charakteristischen Unterschied zwischen dem Alt- und Mittelhochdeutschen betrachtet, ist schon während der ahd. Zeit durchgedrungen, wenn auch die Orthographie vielfach noch die vollen Endungsvokale mitschleppt.

### III.

## Die mittelhochdeutsche Periode.

### § 16. Einsetzen des französischen Einflusses. Das Rittertum.

Der selbe Williram, dessen von lyrischen Elementen durchsetzte Prosa wir als ein Anzeichen des Anbrechens einer neuen Periode anführen durften, tut in der Vorrede des bemerkenswerten Umstandes Erwähnung, daß zu seiner Zeit zahlreiche deutsche Gelehrte nach Frankreich reisten, um des persönlichen Unterrichts französischer Lehrer, vor allem des gefeierten Lanfrancus teilhaft zu werden. Um dieselbe Zeit macht sich ein starker Einfluß eines andern französischen Theologen, des Honorius von Autun, in der deutschen Litera-

turgeltend. Nicht viel später, in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts, begegnen uns als erste Vorboten des ritterlichen Epos zwei Übersetzungen altfranzösischer Gedichte, nämlich des Rolandsliedes und eines Alexanderromans, beides Werke mit stark betonter religiöser Tendenz, aber doch in der Hauptsache weltlichen Inhalts. In der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts beginnt dann mit voller Kraft der Einfluß des französischen Rittertums einzusetzen, der nicht nur die Lebensformen und die Literatur des mittelalterlichen Deutschland entscheidend umgestaltet, sondern auch auf die Sprache tiefgehende Wirkungen ausgeübt hat.

Jene lautlichen Prozesse, die in der Regel als kennzeichnende Unterschiede zwischen dem Ahd. und dem Mhd. angeführt werden — die Abschwächung der Endsilbenvokale und das Umsichgreifen des *i*-Umlauts — haben sich recht allmählich vollzogen und gestatten uns nicht, eine feste Grenze zwischen Alt- und Mittelhochdeutsch zu bestimmen. Wenn sich gleichwohl die mhd. Sprache von den älteren Perioden des Deutschen deutlich abhebt, so haben wir darin die Summe einer Reihe von Erscheinungen zu erblicken, die zum guten Teil direkt oder indirekt mit dem Siegeszug der ritterlichen Kultur zusammenhängen. Als deutlichstes äußeres Anzeichen der neuen Richtung erscheint uns die Unzahl von französischen Lehnwörtern, die um diese Zeit das Deutsche überflutet und von denen ein großer Teil noch heute fortlebt. Ich nenne von der großen Menge der hierhergehörigen Wörter nur *Abenteurer* (aus frz. *aventure*), *Harnisch* (mhd. *harnas[ch]* aus frz. *harnais*), *Lanze*, *Plan*, *Preis*, *Rotte*, *Tanz*. Wie tiefgreifend der Einfluß der frz. Sprache damals war, geht u. a. daraus hervor, daß nicht nur einzelne Worte, sondern auch zwei ursprünglich frz. Suffixe, nämlich mhd. *-ie* (z. B. *prophezie*, *nigromanzie*, *vilanie* „unhöfisches Benehmen“) und *-ieren* (aus der frz. Infinitivendung *-ier*, z. B. *feitieren* „schmücken“, aus afrz. *(af)faitier*,



*loschieren* „herbergen“, afrz. *logier*, *regnieren* „herrschen“, afrz. *reignier*) übernommen und bald auch zur Ableitung neuer Wörter aus deutschen Wortstämmen verwendet wurden (*jegerie*, *buoberie*, *zegerie* „Zaghaftigkeit“, *hovieren*, *stolzieren*, *halbieren*).

Eine wichtige Vermittlerrolle bei der Übernahme der ritterlichen Weltanschauung haben die Niederlande gespielt, die infolge alter, durch kein natürliches Grenzhindernis gestörter Verkehrsbeziehungen zu Frankreich als Übergangsland besonders geeignet waren. Neben den ritterlichen Fremdwörtern französischer Herkunft läßt sich daher auch eine kleine Schicht niederländischer Lehnwörter im Mhd. nachweisen, die sämtlich leicht als Angehörige der ritterlichen Standessprache zu durchschauen sind, wie z. B. mhd. *wîpen* (davon unser *Wappen*, urspr. die nd. Entsprechung von hd. *Waffe*), *ors* (nd. Nebenform von *ross*), *dörper* (Dorfbewohner, davon unser *Tölpel*), *hersenier* (Rüstungsstück zum Schutze des Kopfes, von nd. *hersen* „Gehirn“).

Aber auch eine neue Kunstform hat in den Niederlanden, wenn auch vielleicht nicht ihren Ursprung, so doch wenigstens ihren ersten großen Vertreter. Die „Eneit“ des Limburgers Heinrich von Veldeke hat nicht nur als erste von ritterlichem Geist getragene Schilderung höfischer Denk- und Lebensweise, sondern auch durch ihre formellen Vorzüge einen starken, bis weit ins 13. Jahrhundert hineinreichenden Einfluß auf die hochdeutsche Dichtung ausgeübt. Sie ist, von einigen wenig umfangreichen und von den Zeitgenossen anscheinend nicht sehr beachteten Vorläufern abgesehen, die erste Dichtung, in der die Forderung der Reimreinheit mit beinahe gesetzmäßiger Strenge durchgeführt ist, im Gegensatz zu den Dichtungen älteren Datums, in denen der Reim oft durch bloße Assonanzen ersetzt wird. Auch das für die ältesten mhd. Dichtungen so typische Nebeneinander kurzer, gelegentlich nur aus Hebungen bestehender Verse

und langer metrischer Gebilde, die sich oft nur gewaltsam oder gar nicht auf die Normalzahl von vier Hebungen bringen lassen, hat bei Veldeke aufgehört und einem nach strengen Gesetzen gebauten vierhebig stumpfen oder dreihebig klingenden Normalvers Platz gemacht. Beide Neuerungen sind Erzeugnisse einer der auf allen Gebieten des ritterlichen Lebens hervortretenden Verfeinerung angemessenen Sprachkultur und sind insolgedessen für die Blütezeit der mhd. Dichtung maßgebend geblieben.

An das Hauptwerk Heinrichs von Veldeke knüpft sich auch die interessante Frage nach dem Bestehen einer mhd. Schriftsprache oder besser gesagt einer den Verkehr zwischen den ritterlichen Kreisen verschiedener Gegenden vermittelnden Gemeinsprache und deren Einwirkung auf die Dichtung des Zeitalters. Es läßt sich nämlich bei Heinrich von Veldeke die Beobachtung machen, daß er in seinen kleineren, offenbar nur für einen engeren Kreis berechneten Dichtungen vor ausgesprochen niederländisch gefärbten Reimen nicht zurückscheut, daß er hingegen in der „Eneit“ so gut wie alle Reime vermeidet, die bei einer Einsetzung hochdeutscher Dialektformen in die Brüche gehen würden. Er reimt also z. B. *tīt* „Zeit“ auf *wīt* „weit“, aber niemals auf *wīt* „weiß“, oder er bindet *liden* mit *snīden* und *rīden* (reiten) mit *liden* (Zeiten), aber nie *liden* mit *rīden*, weil dieser Reim, der im Niederländischen unanfechtbar ist, bei der Übertragung ins Hochdeutsche unrein wäre (*liden*, *rīten*). Aus der gleichen Rücksicht auf hochdeutsche Leser erklärt es sich, daß er spezifisch niederdeutsche Ausdrücke, wie z. B. das Adjektiv *blīde* „froh“, die er in seinen lyrischen Gedichten unbedenklich gebraucht, in der „Eneit“ vermeidet, und daß er im Gebrauch der Fremdwörter verhältnismäßig sehr zurückhaltend ist, wohl in der richtigen Erkenntnis, daß die französischen Elemente im Hochdeutschen lange nicht so zahlreich waren wie im Niederländischen, so daß er bei wahlloser Verwendung der

ihm geläufigen Fremdwörter bei hochdeutschen Lesern leicht Anstoß hätte erregen können. Mit einem Wort, er schrieb seine „Eneit“ in einer gewissermaßen neutralen Sprachform, die den Anforderungen niederdeutscher und hochdeutscher Leser in annähernd gleichem Maß entsprechen konnte. Bei diesen Bestrebungen konnte er an eine, wie nunmehr wohl feststeht, schon vor ihm vorhandene rheinische Dichtersprache anknüpfen, die ihrer geographischen Stellung entsprechend ein Mittelglied zwischen hoch- und niederdeutscher Sprachtradition darstellte. Bemerkenswert ist jedoch, daß er nicht nur die ihm zunächstliegenden deutschen Dialekte, die Rheinischen, im Auge hatte, denn unter den von ihm verpönten Reimtypen finden sich auch solche, die in diesem Sprachgebiet ebensowenig Anstoß erregt hätten wie im Niederländischen, sondern daß sich seine Rücksichtnahme wohl in erster Linie auf das ritterliche Publikum Thüringens erstreckte, wo er längere Zeit gelebt und gedichtet hat. In einzelnen Fällen läßt sich übrigens die Zusammensetzung seines Reimlexikons nur dann verstehen, wenn man annimmt, daß er auch manche Eigentümlichkeiten der oberdeutschen Dialekte kannte und berücksichtigte<sup>1)</sup>.

Natürlich würde dieser eine Fall uns noch nicht das Recht geben, von einer mhd. Dichtersprache zu sprechen, aber ähnliche Erscheinungen lassen sich bei einer ganzen Reihe mhd. Dichter nachweisen. So ist darauf hingewiesen worden, daß die Formen des Präteritums von *kommen* in der Reimtechnik des höfischen Epos keine so große Rolle spielen, wie

<sup>1)</sup> Daß man den mittelalterlichen Dichtern nicht zu viel zutraut, wenn man bei ihnen ein feines Gehör für dialektische Unterschiede feststellen zu können meint, beweisen auch einzelne Stellen aus der zeitgenössischen Prosaliteratur. So führt Berthold v. Regensburg verschiedene dialektische Ausdrücke für „Hoffnung“ an: *âne die selben tugent kan nieman behalten werden, und heizet gedinge eteswâ und eteswâ heizet ez hoffenunge, eteswâ heizet ez zuoversiht, ez heizet in latine spes*. Ähnlich gibt der Schwabenspiegel verschiedene mundartliche Ausdrücke für „Gerichtsbote“ an: *swer vor dem rîche wirt verurteilt, uber den sol nieman rihten, wan der rechte fronebote. Etwa heizent si rihter, etwa gebüttele, etwa stockwerter, etwa anders*.



man es nach der Anzahl der vorhandenen Reimmöglichkeiten erwarten follte. Der Grund liegt darin, daß das Imperfektum diefes Worts in einem Dialektgebiet *kam*, *kâmen* (*quam*, *quâmen*) lautete, in einem andern *kom*, *kômen*. Ein alemannifcher Dichter, der etwa den bequemen Reim *kam: nam* verwendete, mußte alfo auf die Kritik bayrifcher Lefer gefaßt fein, in deren Dialekt *kom: nam* nur einen höchft unreinen Reim ergab. So fehen wir denn bei Hartmann von Aue, daß er die *kam*-Reime anfangs unbedenklich verwendet, fie aber fpäter mit folcher Konfequenz meidet, daß die wenigen Fälle, wo fie in feinen lezten Werken vorkommen, beinahe den Eindruk unbeabfichtigter Rückfälle in eine weniger ausgebildete Reimtechnik machen.

Eine befondere Stellung nehmen diejenigen Reimwerke der höfifchen Periode ein, die auf dem Boden des heutigen Niederdeutschland entftanden find oder doch niederdeutſche Dichter zu Verfaſſern haben. Ähnlich wie Beldecke vermeiden auch fie die Verwendung ſpezififcher niederdeutſcher Reime, im Gegenſatz zu ihm finden ſich jedoch bei ihnen ſehr häufig Reime, die nur im Hochdeutſchen, nicht in ihren heimatlichen Dialekten als rein gelten konnten. Aber die Beeinfluffung durch das Hochdeutſche geht noch weiter; die Annahme, daß damals auf niederdeutſchem Gebiet in weitem Umfang Hochdeutſch gedichtet wurde, läßt ſich nicht umgehen. Es zeigt ſich alſo, daß die Zurückdrängung der niederdeutſchen Dialekte durch das Hochdeutſche, die in neuerer Zeit zum vollſtändigen Sieg der hochdeutſchen Schriftſprache in Norddeutſchland geführt hat, ſich ſchon im Mittelalter anbahnte. Für die Umgangſprache iſt dies übrigens auch direkt bezeugt, und zwar durch Berthold von Regensburg, der in einer ſeiner Predigten erwähnt, daß Niederdeutſche im Verkehr mit „Oberländern“ es ſich vielfach angelegen ſein ließen, in der Sprache der letzteren zu reden.

Werfen wir die Frage auf, woher in einer Zeit, der die wissenschaftliche Beobachtung der Muttersprache noch völlig fern lag, die ritterlichen Dichter in so weitem Umfang von den Eigenarten verschiedener Dialektgebiete Kenntniss erlangen konnten, so lautet die Antwort, daß innerhalb der im Vergleich zur Gesamtbevölkerung wenig zahlreichen Ritterklasse lebhafteste Verkehrsbeziehungen der verschiedensten Art vor auszusetzen und zum Teil auch direkt nachzuweisen sind. Auf Reichstagen und Kriegszügen, bei Hofesten und Turnieren pflegten Ritter aus den verschiedensten Teilen des Landes zusammenzutreffen, verwandtschaftliche Beziehungen wurden angeknüpft, und im Gefolge solcher Ereignisse ergab sich häufig der Fall, daß ein Ritter Lehen und Besitztümer erwarb, die von seiner ursprünglichen Heimat weit entlegen waren. So bezeugt uns der „Sachsenspiegel“, daß unter den in Sachsen begüterten Herren in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts eine ganze Reihe von Adelligen fränkischer und schwäbischer Herkunft zu finden war. Unter diesen Umständen ist es leicht begreiflich, daß nicht nur in der Dichtung, sondern auch im Verkehr der Ritter untereinander Abschwächungen dialektischer Sprachgewohnheiten stattfinden konnten. Wir dürfen also wohl annehmen, daß Ansätze zu einer ritterlichen Gemeinsprache auch im mündlichen Verkehr vorhanden waren.

In ganz besonders hohem Maße mögen aber diese allgemeinen Voraussetzungen für ritterliche Dichter gegolten haben, die eben wegen ihrer literarischen Talente nicht nur in ihrer engeren Heimat bekannt, sondern auch an fremden Höfen gern gesehene Gäste waren. Direkt bezeugt ist uns z. B., daß der Niederländer Heinrich von Veldeke, die Süddeutschen Wolfram von Eschenbach und Walter von der Vogelweide am Thüringer Hof gelebt haben, der damals jene literarische Blüte erreichte, von der uns der später gedichtete „Sängerkrieg auf der Wartburg“ und die daran an-

knüpfenden Sagen eine so lebhaftere Vorstellung geben; daß der Alemanne Hartmann von Aue in Franken geweilt hat, daß der Franke Konrad von Würzburg — ein Bürgerlicher, der aber ganz in der höfischen Tradition steht — den größten Teil seiner Werke in Basel verfaßt hat usw.

Daneben aber hat sicher auch die schriftliche Aufzeichnung bei der Entstehung der ritterlichen Dichtersprache eine wichtige Rolle gespielt. Allerdings ist in der mittelhochdeutschen Überlieferung der Fall sehr häufig, daß die Schreiber die Originale ihres ursprünglichen Dialekts entkleideten, indem sie die ihnen selbst geläufigen Formen für die vom Verfasser verwendeten einsetzten. Andererseits aber läßt es sich wahrscheinlich machen, daß ein großer Teil der Abschriften auf Veranlassung der Verfasser und unter deren Aufsicht erfolgte. So ist darauf hingewiesen worden, daß die ältesten und besten Handschriften von Gottfrieds „Tristan“ nicht nur seinen Dialekt festhalten, sondern in ihrer äußeren Ausstattung so nahe miteinander übereinstimmen, daß man sie notwendig auf eine und dieselbe Schreibstube in Straßburg zurückführen muß, die sich allerdings auch mit dem Vertrieb einer Bearbeitung des „Parzival“ und anderer Werke beschäftigt hat. Und Wolfram von Eschenbach hat bekanntlich in seinen größeren Werken eine Einteilung in Abschnitte von je dreißig Zeilen durchgeführt, deren Sinn kaum ein anderer gewesen sein kann, als daß sie ihm die Kontrolle darüber ermöglichte, ob seine Abschreiber den Text ohne willkürliche Auslassungen wiedergegeben hätten.

Im Wortschatz tritt die Eigenart der höfischen Dichtung auch dadurch stark hervor, daß eine Menge alter Ausdrücke, die im volkstümlichen Epos noch kräftig fortleben, deutlich gemieden werden. Solche Elemente sind z. B. *recke*, *degen*, *wigant*, „Held“, *balt*, „kühn“, *ellentrich*, „tapfer“, *mære*, „berühmt“, *gemeit*, „fröhlich“, *dürkel*, „durchbohrt“. Hartmann weicht ihnen aus, weil sie einem Stil angehören, der den



höfischen Kreisen als altfränkisch gilt, Wolfram ist ihnen nicht durchaus abgeneigt, vermeidet sie aber doch in großen Partien seiner Werke. Dafür erscheint eine Reihe von neuen schmückenden Beiwörtern (*klâr, kluoc, gehiure, fîn*), die auf dem Wege über die Dichtung auch in die Umgangssprache übergangen. Ähnlich ablehnend verhält sich das höfische Epos in seiner reinsten Ausbildung gegen gewisse stilistische Eigentümlichkeiten der Volksepentradition; die Stellung der Epitheta hinter dem Substantiv (*der helt guot*) wird ebenso gemieden, wie das pathetische Voranstellen des Adverbs in Phrasen vom Typus *ûf huob Crist sînis criuzis vanen*.

Wir haben schon erwähnt, daß die neue Kunststrichtung durch die Aufnahme zahlreicher französischer Lehnwörter den deutschen Wortschatz stark beeinflusst hat. Wie eng diese Aufnahme fremden Sprachguts nicht nur mit der künstlerischen Tendenz, sondern auch mit der äußeren Form der höfischen Dichtung zusammenhängt, läßt sich daraus ersehen, daß einzelne uns heute ganz geläufige Lehnwörter, wie z. B. *klâr* zunächst nur im Reim auftauchen, so daß sich der Schluß nicht abweisen läßt, daß bei der Aufnahme dieser Wörter ihre leichte Verwendbarkeit im Reim eine gewisse Rolle gespielt hat. Aber auch nach anderer Richtung hin hat der ritterliche Geschmack auf die Zusammensetzung des deutschen Wortschatzes eingewirkt. Wir haben schon gesehen, daß eine Reihe von alten germanischen Wörtern, die im gleichzeitigen volkstümlichen Epos noch kräftig fortleben, wie z. B. *wîgant* „Held“, *wîne* „Freund“, *gêr* „Wurfspeer“ in den höfischen Epen nur mehr sehr spärlich belegt sind, offenbar weil sie wegen ihrer Beliebtheit in der volkstümlichen Dichtung den Charakter des Altfränkischen, dem höfischen Zeitgeist nicht mehr angemessenen, angenommen hatten. Beinahe selbstverständlich ist es, daß grobe Schimpfwörter und dergleichen im höfischen Schrifttum streng gemieden werden. Bezeichnend dafür ist,

daß das in allen germanischen Sprachen heimische und im Mhd. gut bezeugte Wort *Hure* aus der mhd. Literatur geradezu verschwunden ist, allerdings nur, um nach dem Verfall der ritterlichen Kultur um so kräftiger wieder aufzuleben. Wenn Wolfram, seiner französischen Quelle folgend, zu berichten hat, wie Willehalm die französische Königin beschimpft, wagt er es nicht, das französische *putaine* durch das entsprechende deutsche Wort wiederzugeben, sondern er umschreibt die betreffende Stelle durch die Andeutung, die Königin sei mit der Bezeichnung der Frauen belegt worden, „die Minne feilhalten“. Und Reinmar von Zweter, der sich in einem Spruch gegen die einreißende Verwendung von groben Schimpfwörtern, wie *Hurensohn* oder dergleichen wendet, bringt es nicht über sich, diesen Ausdruck unverhohlen zu nennen, sondern ersetzt ihn durch „*sun von bösen wiben*“.

## § 17. Anfänge der deutschen Originalprosa.

Unter anfänglichen Schwierigkeiten aber mit raschem Erfolg hat sich in der mhd. Zeit eine selbständige deutsche Prosa herausgebildet. Der Gedanke, sich bei der Abfassung literarischer Originalwerke der ungebundenen deutschen Rede zu bedienen, war für die damalige Zeit nicht so selbstverständlich, wie es uns heute scheinen könnte. Einerseits der alte Gelehrtenbrauch, lateinisch zu schreiben, anderseits die große und weitverbreitete Fertigkeit der Zeit im Reimeschmieden machten dem Gebrauch der Muttersprache in der literarischen Prosa zunächst gefährliche Konkurrenz. Die Verfasser des noch dem 12. Jahrhundert angehörigen „*Glucidarius*“ heben ausdrücklich hervor, daß sie ihr Werk gerne in Reimen abgefaßt hätten, wenn nicht ihr Auftraggeber, Herzog Heinrich von Braunschweig, sie veranlaßt hatte, auf jeden poetischen Schmuck zu verzichten, „denn sie sollten nichts schreiben, als die Wahrheit“. Und einige Jahrzehnte später berichtet der

Verfasser des „Sachsenspiegels“, Eike von Repgow, daß er sein Werk zunächst lateinisch abgefaßt habe, und daß es ihm anfangs allzu schwer erschienen sei, es ins Deutsche zu übersetzen. Erst auf die Bitte seines Gönners, des Grafen Hoyer von Mansfeld, habe er sich an diese Arbeit gewagt. Nachdem aber diese ersten Versuche, einen vollen, uns durch die Unzahl erhaltener Handschriften bezeugten Erfolg errungen hatten, fanden sie zahlreiche Nachahmung, und damit war der deutschen Sprache ein überaus wichtiges neues Verwendungsgebiet erobert. In die gleiche Periode fallen die ersten Werke, in denen deutsche Prosa zu geschichtlicher Darstellung benutzt wird. Auf niederdeutschem Gebiet geht eine Eike von Repgow zugeschriebene „Weltchronik“ voran, auf hochdeutschem folgen erst zu Beginn der 14. Jahrhundertz ein bayrischer Fortsetzer Eikes und ungefähr gleichzeitig mit ihm der St. Galler Chronist Christian Buchmeister und der Verfasser der sogenannten „Oberrheinischen Chronik“. Alle diese Werke machen den Eindruck beträchtlicher Sprachgewandtheit und unterscheiden sich von der ahd. Übersetzungsprosa vorteilhaft durch das Fehlen undeutscher, dem Lateinischen nachgebildeter Wendungen und Konstruktionen, an denen auch die besten Werke der ahd. Periode reich sind.

Der Gebrauch des Deutschen in amtlichen Schriftstücken, von dem sich in älterer Zeit nur Spuren finden, macht in dieser Periode gleichfalls große Fortschritte. Im Jahre 1235 wird zum erstenmal ein Reichsgesetz, der sogenannte „Mainzer Landfriede“, in deutscher Sprache ausgearbeitet und die Gewohnheit, Urkunden lateinisch abzufassen, wird schon während des 13. Jahrhunderts in den verschiedensten Gegenden Deutschlands immer häufiger durchbrochen. Vom 14. Jahrhundert ab werden dann die deutschen Urkunden sehr zahlreich (s. § 20).

Die deutsche Predigt, von der uns ja schon aus ahd. Zeit verschiedene Beispiele überliefert sind, wird in der mhd.



Periode mit besonderem Eifer gepflegt und erreicht ihren ersten Höhepunkt durch Berthold von Regensburg. Die Stellen, an denen Berthold Personen aus seinem Zuhörerfreise redend einführt, sind wohl, abgesehen von den zum Gebrauch für Romanen verfaßten ahd. Gesprächssammlungen (s. § 14), die ersten Stellen der deutschen Literatur, die wir als die Wiedergabe wirklich gesprochener Prosa gelten lassen können.

Neuerdings ist überraschenderweise ein Bruchstück eines mhd. Lancelotromans in Prosa aufgetaucht, das dem Charakter der Handschrift nach um 1225 zu setzen ist. Danach ist die Verwendung deutscher Prosa in der ritterlichen Unterhaltungsliteratur älter als man bisher annahm.

### § 18.

#### **Sprachlicher Einfluß des aufblühenden Bürgertums.**

Von weitsichtigen deutschen Fürsten gefördert und zum Teil begründet, waren die deutschen Städte allmählich zu einem Wohlstand gelangt, der es ihren Bürgern gestattete, neben der Wahrung ihrer materiellen Interessen auch den geistigen Bewegungen der Zeit volle Aufmerksamkeit zu schenken. Als dann die ritterliche Kultur durch den Niedergang der hohenstaufischen Kaisermacht einen Schlag erlitt, von dem sie sich nie mehr erholte, waren es die Städte, die die literarischen Traditionen des Rittertums aufnahmen und auf lange Zeit hinaus lebendig erhielten. Dieser Prozeß hat sich schon sehr früh angebahnt. Der bürgerliche Gottfried von Straßburg hat sich die von Welfede und Hartmann von Aue übernommenen höfischen Kunstideale so vollkommen angeeignet, daß er in seiner Polemik gegen den adeligen Wolfram von Eschenbach geradezu als derjenige erscheint, der die Sache der eleganten ritterlichen Dichtung mit ihrem hochentwickelten, ausgeglichenen Formeninn gegen

den Neuerer vertritt, der sich zwar mit Stolz auf sein Rittertum beruft, aber in der Wahl seiner Stoffe und seinem höchst persönlichen Stil weit mehr einer Richtung huldigt, die, von mystisch-religiösen Gedankentreisen ausgehend, auch in ihren Nachwirkungen über das spezifisch Ritterliche hinausstrebt. Wohl hat Wolfram auch auf ritterliche Standesgenossen eingewirkt, aber vielleicht die kräftigsten Nachwirkungen seiner Sprachgestaltung finden wir in bürgerlichen Kreisen. Seine kühnen Bilder, seine eigenwilligen, oft bis hart an die Grenze der Verständlichkeit herangehenden Wortfügungen, die Gewagtheit, mit der er, selbst an dichterisch hochgestimmten Stellen, Vorstellungen der gewöhnlichsten Alltagsprosa einzumengen liebt, geben den Hintergrund ab zu der bei Konrad von Würzburg uns begegnenden Auffassung, daß die Einflechtung „wilder Reime“ eine für den erhabenen Stil beinahe unerläßliche Forderung bilde. So führt denn eine direkte Bahn von Wolframs poetischem Stil zu der von Konrad von Würzburg inaugurierten und bis weit ins 14. Jahrhundert hinein lebendigen „geblühten Rede“, einer Stilart, die in ihrem Streben nach gewaltfamer Häufung der Bilder, nach unerhörten Reimmöglichkeiten, allmählich in unerträgliche Manieriertheit und Überladenheit ausartet. Für das 14. Jahrhundert, in dem die schwungloseste Prosa sich auch im Gebiet der Dichtung immer mehr breitzumachen beginnt, ist schließlich doch die geblühte Rede derjenige Stil, in dem sich am längsten die sprachliche Tradition der höfischen Glanzzeit wirksam erhält.

Im Verhältnis zum freizügigen Rittertum ist die Bewohnerschaft der Städte in ihren Möglichkeiten, mit den Bewohnern und der Sprache entfernterer Gegenden bekannt zu werden, sehr beschränkt. Es ist also nicht zu verwundern, wenn die Ansätze zur Ausbildung einer das ganze Deutsche Reich zusammenfassenden Gemeinsprache wieder

verlorengehen und den „Schriftdialekten“, d. h. örtlich begrenzten Gewohnheiten in der schriftlichen Wiedergabe der Sprache, Platz machen. Wir werden bald sehen, auf welchem Wege das Verlorene im Verlauf der folgenden Jahrhunderte wieder eingebracht wurde.

## § 19.

### Die Mystik und ihre Einwirkung auf die Sprache.

Der Verfall der bisher führenden Stände, des Rittertums und der Geistlichkeit, ist sicher auch eine der Hauptursachen einer Erscheinung, die uns gegen das Ende des 13. Jahrhunderts und im Verlaufe des 14. mit immer größerer Deutlichkeit entgegentritt: der Abkehr nicht nur von den weltlichen Idealen des Rittertums, sondern auch von denen der offiziellen Kirche. In der deutschen Mystik tritt uns eine Weltanschauung entgegen, die in ihrer Ablehnung alles Strebens nach äußerer Macht so weit geht, daß ihr das innere Erleben des Menschen als die einzige Richtschnur für sein Glauben und Handeln erscheint. Die unmittelbare Folge der Auffassung ist eine Umwertung aller Anschauungen, die nicht einmal vor dem Gottesbegriff halt macht. Die oberste Pflicht des Mystikers ist nicht der Gehorsam gegenüber den Geboten eines außerhalb und über der Welt stehenden Gottes, sondern die Aufnahme des höchsten Wesens in die Seele des Menschen oder, was dasselbe ist, die „Vergottung“ des Menschen. So wird die Schilderung des seelischen Erlebnisses, mag es sich nun als Gedanke, als Eingebung oder als Vision darstellen, zur wichtigsten, zugleich aber schwierigsten Aufgabe der mystischen Literatur. Man ist sich vollkommen klar darüber, daß die Sprache nicht ausreicht, um das, was sich dem mystischen Denker offenbart, zu „geworten“, daß die neuen Erkenntnisse vom Wesen der Gottheit „unwortlich“ sind und „unaussprechlich“ — ein Wort, das in der



mystischen Literatur zum erstenmal auftaucht<sup>1)</sup>. Zum Glück für die Entwicklung der deutschen Sprache haben sich aber die Mystiker mit dieser allgemeinen Erkenntnis von der Unzulänglichkeit der Sprache nicht zufrieden gegeben. In immer neuen Versuchen ringen sie um die Möglichkeit, ihre Gedanken und Gefühle, wenngleich nicht sprachlich zu erschöpfen, so doch wenigstens einigermaßen verständlich zu machen, und das Ergebnis dieser Bemühungen ist die Bereicherung der deutschen Sprache um eine so große Anzahl von neuen Worten und Wendungen, daß es uns noch heute kaum möglich ist, über Gegenstände der Philosophie oder Psychologie zu sprechen, ohne Ausdrücke mystischen Ursprungs zu verwenden. Aber auch in unserer Alltagssprache hat die Terminologie der Mystiker tiefe Spuren hinterlassen.

Es ist wie gesagt das Verhältnis des Menschen zur Gottheit, das das Hauptproblem der Mystik darstellt. Die Gottheit „drückt sich dem Menschen ein“, „fließt in ihn ein“, „leuchtet ihm ein“, der Mensch hingegen soll sich von der Welt abwenden, „eine Einkehr tun“, „die Sinne in sich einziehen“, „sich Gott lassen“, um so schließlich der Gottheit „einförmig“ oder „gleichförmig“ zu werden. Es genügt, diese wenigen Beispiele aus der mystischen Gedankenwelt anzuführen, um begreiflich zu machen, daß unsere Worte *Eindruck*, *Einfluß*, *einleuchten*, *Einkehr*, *eingezogen*, *gelassen*, *einförmig*, *gleichförmig* in diesem Vorstellungskreis ihren Ursprung haben, oder wenigstens durch den mystischen Vorstellungskreis hindurchgegangen sind, ehe sie ihre heutige abstrakte Bedeutung erreichten. Die ganze

---

<sup>1)</sup> Es sei hier ein für allemal daran erinnert, daß unsere Kenntnis des älteren deutschen Schrifttums bö'lig zuverlässige Angaben über das erste Auftreten einzelner Wörter noch nicht gestattet. Die hier und an anderen Stellen angeführten Beispiele aus der Entwicklung des Wortschatzes sind daher mit dem Vorbehalt gegeben, daß eine genauere Durchforschung der Literatur ein oder das andere Wort als älter erweisen könnte.

Stärke dieser mystischen Einwirkungen auf die Sprache läßt sich aber vielleicht daran abschätzen, daß auch ein so gebräuchliches und heute so abgeblaßtes Wort wie das Adverb *bloß* (= nur) ohne Zweifel der Mystik seine Abzweigung von dem Adjektiv *bloß* (= nackt, unbekleidet) verdankt. Der Wunsch „die Gottheit bloß zu schauen“, kehrt in den mystischen Schriften in unablässiger Wiederholung wieder. Nach dem Muster dieser stereotypen Phrase bildet man dann andere, wie etwa „die Wahrheit bloß erkennen oder sagen“ oder wie es später heißt „bloß die Wahrheit“.

Es handelt sich bei dieser neuen Weltanschauung um ein religiös-philosophisches System, dessen Träger aber nicht der klar abgewogene kalte Gedanke ist, sondern ein tiefes, unwiderstehlich nach Ausdruck ringendes Gefühl. So darf es uns denn nicht wundern, daß wir bei den Meistern der mystischen Philosophie, bei Eckhart und vielleicht in noch höherem Grade bei Heinrich Seuse eine Lebendigkeit, eine Wärme und zugleich eine Vielgestaltigkeit und Beweglichkeit des deutschen Ausdrucks finden, wie man sie auch in den besten Werken der älteren deutschen Prosa vergeblich suchen würde. Von einem Einfluß des Lateinischen ist nur insofern etwas zu merken, als manche der mystischen Termini in lateinischen Ausdrücken ihre Vorbilder haben.

Auch ein wichtiges neues Verwendungsgebiet hat die Mystik der deutschen Sprache erobern geholfen. Die Anhänger der neuen Richtung waren über ganz Deutschland verbreitet, standen aber untereinander in lebhaftem schriftlichen Gedankenaustausch, für den man sich begreiflicherweise nicht mehr wie bisher vorwiegend des Lateinischen, sondern der lebendigen Muttersprache bediente. Vereinzelte deutsche Briefe sind uns auch aus früherer Zeit, z. B. in Ulrich von Lichtensteins „Frauendienst“ erhalten. Aber erst durch die Mystiker wird der Gebrauch der deutschen Sprache im Briefverkehr gang und gäbe.

Unsere Darstellung der sprachlichen Wirkungen der Mystiker wäre unvollständig ohne einen Hinweis darauf, wie enge Beziehungen zwischen ihnen und dem Manne bestehen, den man als den eigentlichen Begründer der deutschen Schriftsprache zu betrachten gewohnt ist. Die mystische Predigtliteratur, vor allem die Werke Taulers, hat Martin Luther bekanntlich geschätzt und aus einer von ihm selbst bearbeiteten und herausgegebenen mystischen Schrift, deren Verfasser als „der Grandfforter“ bezeichnet wird, hat er nach eigener Angabe mehr gelernt als aus irgendeinem andern Buch, mit Ausnahme der Bibel und der Schriften des heiligen Augustinus.

## § 20. Die Sprache der Kanzleien.

Zu der überaus raschen Verbreitung, die die mystischen Ideen in allen Schichten der Bevölkerung fanden, hat sicher der Umstand nicht wenig beigetragen, daß die Kämpfe zwischen Kaisertum und Papsttum, die seit dem Aussterben der Hohenstaufen an Heftigkeit verloren hatten, unter Ludwig dem Bayern noch einmal aufflammten. Sie erreichten ihren Gipfelpunkt in der Verhängung des Interdikts über Deutschland, einer Maßnahme, die in hohem Grade geeignet war, die Abkehr von der römischen Kirche zu fördern und die Bevölkerung freireligiösen Strömungen zuzutreiben. Die gleiche Gesinnung aber, die den Kaiser zu seinem politischen Widerstand gegen das Papsttum veranlaßte, wird wohl auch der Grund gewesen sein, daß in seiner Kanzlei die Verwendung der deutschen Sprache größeren Umfang anzunehmen begann, als unter irgendeinem der früheren Herrscher. Während im Anfang seiner Regierungszeit noch zahlreiche lateinische Urkunden aus seiner Kanzlei hervorgingen, begannen im dritten Jahrzehnt des 14. Jahrhunderts die deutschen Schriftstücke immer mehr zu überwiegen. Vom vierten



Jahrzehnt ab bedient er sich des Lateinischen in der Hauptsache nur mehr im schriftlichen Verkehr mit der Kirche. Daß dieses Beispiel der kaiserlichen Kanzlei Nachfolge gefunden hat, läßt sich leicht erkennen. So finden wir z. B., daß die in Frankfurt von der Stadt und einzelnen mehr oder weniger offiziellen Körperschaften zunächst lateinisch geführten Gedenk- und Rechnungsbücher gerade zu Beginn der Dreißigerjahre zum Gebrauch der deutschen Sprache übergehen. Die Annahme, daß diese Bewegung mit der höheren Einschätzung der Volkssprache zusammenhänge, die sich seit Dantes Schrift „*De eloquentia volgari*“ in Italien Bahn brach, wird dadurch nahegelegt, daß sich Beziehungen zwischen Dantes Kreis und der Umgebung Ludwigs des Bayern auch sonst aufzeigen lassen.

Einen sprachlich normierenden Einfluß der kaiserlichen Kanzlei können wir um diese Zeit erst in sehr beschränktem Maße feststellen. Einen solchen auszuüben war sie zunächst noch wenig geeignet, da in ihr nicht nur Bayern arbeiteten, sondern auch Angehörige anderer Dialektgebiete, die sich bei der Ausfertigung der Urkunden unbedenklich ihrer verschiedenen Heimatmundarten bedienten. Dazu kam, daß damals, wie auch schon früher, zahlreiche Dokumente aus der kaiserlichen Kanzlei hervorgingen, die nicht in der Sprache ihrer Beamten abgefaßt waren, sondern im Dialekt des Empfängers; wer um ein Privileg ansuchte, pflegte nämlich einen Urkundenentwurf einzureichen, der dann im Falle der Bewilligung von der Kanzlei ohne sprachliche Neu- redigierung bestätigt wurde. So bietet die Sprache dieser Urkunden ein zu buntes Bild dar, als daß eine über die Einzeldialekte hinausstrebende Vereinheitlichung der Verkehrssprache dadurch hätte erreicht werden können.

Ganz anders wurde dies unter den Nachfolgern Ludwigs, vor allem unter Karl IV., dessen Kanzlei die Voraussetzungen zu nachhaltiger sprachlicher Wirkung in weit höherem Maße besaß.

Böhmen, das Kernland der luxemburgischen Hausmacht, war zur Ausbildung einer zwischen den einzelnen Mundarten vermittelnden Verkehrssprache schon deshalb besonders geeignet, weil seine Bewohner, soweit sie Deutsche waren, zwei verschiedenen Dialektgebieten angehörten: Im Norden herrschte eine mitteldeutsche Mundart, während die deutschen Gebiete im Süden sich sprachlich an Bayern und Österreich angeschlossen. In den Städten, vor allem in Prag, trafen natürlich nicht nur Vertreter der beiden Hauptmundarten des Landes zusammen, sondern es lebten dort auch Kolonisten aus den verschiedensten Teilen Deutschlands. Charakteristisch für die bunte Zusammensetzung dieser städtischen Bevölkerung ist, daß in der Prager Altstadt nach bayrischem, auf der „Kleinseite“ nach Magdeburger Recht geurteilt wurde.

Die Kanzleisprache, die auf diesem Boden erwächst, vereinigt denn auch Züge verschiedener Mundarten. Sie bietet einerseits für die mhd. Langvokale *i*, *û* und *iu* (sprich *û*) in weitem Umfang die Diphthonge *ei*, *au*, *eu*, eine Erscheinung, die in Bayern-Österreich heimisch ist, wo sie sich schon vor der mhd. Blütezeit nachweisen läßt. Andererseits setzt sie für die alten Diphthonge *ie*, *ue*, *üe* die im Mitteldeutschen herrschende Monophthongierungen dieser Laute zu *i*, *û*, *û* voraus, was allerdings in der Orthographie nicht mit voller Deutlichkeit zum Ausdruck kommt, da ja die historische Schreibweise noch lange, bei der Bezeichnung von *i* durch *ie* sogar bis auf den heutigen Tage festgehalten wird. Ein Anzeichen mitteldeutscher Einwirkung ist auch der Umstand, daß die in älteren böhmischen Urkunden häufigen oberdeutschen *p* statt *b*, *ch* für *k* (z. B. *perchrecht* „Bergrecht“, *chaufhus* „Kaufhaus“) gegen md. *b*, *k* zurücktreten. Die allmähliche Ausbreitung dieser orthographischen Eigentümlichkeiten, vor allem das Eindringen von *ei*, *au*, *eu* in die Orthographie nicht diphthongierender Mundarten, ist in der

Folgezeit das wichtigste Kriterium für das immer stärker werdende Vordringen der neuhochdeutschen Schriftsprache.

Die vorbildliche Wirkung, die der Kanzlei Karls IV. schon durch ihre Stellung als oberste Administrationsbehörde des Reichs zukam, wurde nun noch wesentlich verstärkt durch das Ansehen der in ihr maßgebenden Persönlichkeiten. Es ist bekannt, wie enge Beziehungen den Prager Hof mit italienischen Humanistenkreisen verknüpften. Nicht nur der Kaiser selbst, sondern auch seine Umgebung, vor allem der langjährige Leiter seiner Kanzlei, Johann von Neumarkt, waren eifrige Anhänger der humanistischen Ideen und natürlich auch der prunkvollen, an klassischen Vorbildern geschulten Rhetorik, die damals von Italien aus ihren Siegeszug durch die lateinkundige Welt antrat. Der Gedanke, den neuen Stil auch auf die deutsche Sprache zu übertragen, lag um so näher, als ja auch auf diesem Gebiet die italienische Renaissance vorangegangen war. Die wachsende Wertschätzung der Muttersprache, „nobilis illius linguae germanicae“, wie es in einem aus diesem Kreis hervorgegangenen Schreiben heißt, regte dazu an, daß man, auch wenn man deutsch schrieb, auf die Vorzüge der neulateinischen Kunstprosa nicht verzichten wollte. Wir können Schritt für Schritt verfolgen, wie die Stilmittel der klassischen Rhetorik — der parallele Bau der verschiedenen Sakteile, die rhetorische Frage, der Kunstgriff, einen einfachen Begriff durch Verwendung von zwei oder drei synonymen Ausdrücken nachdrücklich hervorzuheben usw. — in der deutschen Prosa immer mehr an Boden gewinnen, begleitet allerdings von Stilelementen, die nicht wie die eben aufgezählten in der bodenständigen germanischen Prosa Parallelen und Anknüpfungspunkte hatten, sondern sich als reine Latinismen darstellen, wie etwa der wieder zunehmende Gebrauch von undeutschen Partizipial- und Infinitivkonstruktionen nach lateinischem Muster. Gegen Ende des 15. Jhs. ist dann dieser Prozeß so weit fortge-



Schritten, daß Nicolaus von Wyle den Grundsatz aufstellen kann „daz in der latinischen Rhetorick wenig . . . zu zierung und hofflichkait loblichs Gedichts dienende zu finden sei, daz nit in dem tütsche ouch stat haben und zu zierung sölicher tütscher gedichten als wol gebrucht werden möcht, als in dem latine“.

Wenn wir nun sehen, daß sich die deutsche Prosa gerade in Böhmen und in den Händen humanistisch gebildeter Schriftsteller um diese Zeit zu einer Durchbildung erhebt, die in ihrem Gipfelpunkt, dem „Aclermann aus Böhmen“, jedes Wort, ja beinahe jede Silbe zu einem festen Baustein im Gefüge eines bis ins kleinste durchgearbeiteten Sprachgebäudes macht, so werden wir wohl ruhig annehmen dürfen, daß die vom kaiserlichen Hof ausgehenden deutschen Schriftstücke nicht nur wegen ihrer vornehmen Herkunft von Einfluß waren, sondern auch, weil sie eine moderne Sprachkunst vertraten, die, wie die folgende Entwicklung bewies, die nächste Zukunft für sich hatte.

Zur Verbreitung der klassisch beeinflussten Schreibweise hat dann eine Gattung von Werken viel beigetragen, die, zunächst lateinisch abgefaßt, vom 15. Jahrhundert an auch auf dem deutschen Büchermarkt zahlreich vertreten ist. Es sind dies die „Rhetoriken“, „Artes dictandi“, „Formularien“, die sich bemühen, italienische Theorien über die kunstgerechte Abfassung von Briefen und Urkunden auch in die deutsche Praxis einzuführen. Diese Werke verlangen deshalb Beachtung, weil sie zu einer Zeit, wo die grammatische Darstellung der Muttersprache noch in den ersten Anfängen steckte, als eine Art Lehr- und Musterbücher für den Gebrauch der deutschen Sprache gelten können, deren Einfluß auf den deutschen Urkunden- und Briefstil und mittelbar auf die deutsche Prosa überhaupt kaum überschätzt werden kann. Von sehr erfreulicher Art ist dieser Einfluß jedenfalls nicht gewesen. Hatten die böhmischen Humanisten bewiesen, daß

klassischer Redeschmuck mit Schönheit und Durchsichtigkeit des deutschen Ausdrucks wohl vereinbar sei, so setzte sich nun, zum guten Teil unter dem Einfluß jener Formularien, die langatmige und verschnörkelte Redeweise fest, die der deutschen Spracherziehung als Amtsstil oder Kurialstil noch heute zu schaffen macht.

So wird die Entwicklung der deutschen Sprache auf verschiedenen Wegen durch die Wiedererweckung des klassischen Altertums beeinflusst, deren Hauptträger im 15. Jahrhundert allerdings nicht mehr Böhmen, sondern Süddeutsche sind. Der Einfluß der böhmischen Kanzlei wird durch den Verfall der luxemburgischen Hausmacht unter Wenzel und Sigismund, vor allem auch durch die Hussitenwirren, stark abgeschwächt. In den Kanzleien der Habsburger Albrecht II. und Friedrich III. treten begreiflicherweise die süddeutschen Einflüsse wesentlich stärker hervor. So finden wir hier sehr häufig *p* für *b*, *k<sup>h</sup>* oder *kh* für *k*, u. dgl.

Als später unter Maximilian I. die kaiserliche Hausmacht sich stark ausdehnte, unter anderm auch auf niederdeutsche Gebiete, wurde das Problem einer einheitlichen, in allen Teilen des Reiches lesbaren Kanzleisprache wieder aktuell, und tatsächlich wird das Verdienst Maximilians und seines Kanzlers Anselm Ziegler um die Entstehung einer vorbildlichen deutschen Schreibweise von der Folgezeit sehr hoch eingeschätzt. Wie nicht anders zu erwarten, äußerten sich diese Einheitsbestrebungen in der Zurückdrängung der ausgesprochen süddeutschen Züge zugunsten von mitteldeutschen. Andererseits kommen die mitteldeutschen Kanzleien der kaiserlichen auf halbem Wege entgegen, indem sie ihrerseits einige charakteristische oberdeutsche Schreibweisen, z. B. die Ersetzung von *i*, *û*, *ü* durch *ei*, *au*, *eu*, in ihre Orthographie aufnehmen. Besonders wichtig ist in dieser Hinsicht das Vorgehen der thüringisch-sächsischen Kanzlei. Im Jahre 1454 war Meissen an den Thüringer Friedrich den Sanftmütigen

gefallen, dessen Söhne Ernst und Albrecht zunächst gemeinsam in Dresden residierten, in einer Gegend also, die nicht nur geographisch den luxemburgischen Erblanden benachbart war, sondern seit den Hussitenkriegen auch zahlreiche böhmische Auswanderer aufgenommen hatte. Hier entwickelte sich nun eine Kanzleisprache, die ebenso wie die kaiserliche die charakteristischen süddeutschen Diphthonge bevorzugte und anderseits speziell mitteldeutsche Eigentümlichkeiten wie den im Thüringischen häufigen Wechsel von *u* und *o*, *i* und *e* vermied. Als dann im Jahre 1484 auch die thüringischen Lande an Ernst und Albrecht fielen, verlegte der erstere seinen Herrsersitz wieder nach Thüringen, wohin er die Gepflogenheiten der Meißner Kanzlei übertrug. Unter seinem Sohn Friedrich dem Weisen ist dann das Ansehen dieser Kanzleisprache durch Luther in entscheidender Weise gefördert worden.

Mit diesen Vorgängen hängt es jedenfalls zusammen, daß in den folgenden Jahrhunderten Meißen als dasjenige Land betrachtet wird, wo man das reinste Deutsch spricht. Übrigens ist bemerkenswert, daß gerade um die Zeit, wo der Meißner Albrecht zum Erzbischof von Mainz gewählt wird (1480), auch dort die süddeutschen Diphthonge durchdringen, ein Umstand, der für die Einigung der deutschen Schriftsprache deshalb von Bedeutung ist, weil in Mainz, dem Sitz zahlreicher Reichstage, die „Reichstagsabschiede“ gedruckt wurden, die sich in der Folgezeit als sprachliche Vorbilder eines großen Ansehens erfreuten.

## § 21. Die niederdeutsche Geschäftssprache.

Während so im Süden die Ausbildung einer Gemeinsprache auf hoch- und mitteldeutscher Grundlage vorbereitet wurde, war auch in Norddeutschland eine sprachliche Einigungsbewegung im Gange, die allerdings auf wesentlich



anderen Voraussetzungen beruhte. Der lebhafteste Verkehr der Städte untereinander hat auf diesem Gebiet vielfach zu einer Abschleifung dialektischer Eigentümlichkeiten geführt, die so weit geht, daß man wenigstens für das 14. und 15. Jahrhundert wohl von einer niederdeutschen Schriftsprache sprechen darf. Von besonderer Bedeutung für die Entstehung dieser Gemeinsprache scheinen die Rechtsverhältnisse gewesen zu sein. Es war nämlich üblich, daß neugegründete Städte oder solche, die ihr Rechtswesen reformieren wollten, ihre Gesetzbücher von gewissen angesehenen Zentren übernahmen. In dieser Weise haben z. B. Soest, Dortmund, Lübeck und Magdeburg einen sprachlichen Einfluß ausgeübt, der dadurch noch nachhaltiger gestaltet wurde, daß es Sitte war, sich auch späterhin in zweifelhaften Rechtsfällen bei den Städten, deren Recht man übernommen hatte, Auskunft zu holen.

Diese niederdeutsche Geschäftssprache war nur von kurzem Bestand, da sie vom 16. Jahrhundert an immer mehr von der unaufhaltsam um sich greifenden hochdeutschen Gemeinsprache in den Hintergrund gedrängt wurde. In der Geschichte der deutschen Sprache ist sie deshalb von Wichtigkeit, weil von ihr die stärksten Wirkungen ausgegangen sind, die das Deutsche jemals auf ein anderes Sprachgebiet ausgeübt hat. Der außerordentlich kräftige Einfluß des Deutschen auf die skandinavischen Sprachen steht nämlich mit der Blütezeit der Hanse und ihres Verkehrs mit dem Norden in direktestem Zusammenhang.

Daß das Niederdeutsche während dieser Periode auch auf das Hochdeutsche einwirkte, ist schon deshalb selbstverständlich, weil sich der Einfluß der norddeutschen Rechtsbücher bis weit nach Süden erstreckte. *Echt* und *Gerücht* z. B. sind ursprünglich Rechtswörter, deren Lautgestalt deutlich niederdeutsche Herkunft verrät; beide zeigen den dem süddeutschen fremden Übergang von *ft* > *cht* (*echt* aus *ê-haft* „gesetzlich“, *Gerücht* aus *Gerüfte* „Anklageschrei“, zu *rufen*). In den

gleichen Kreis gehört *Pranger* (zu nnd. *prangen*, mhd. *pfrenge* „drücken, pressen“) und das gleichbedeutende *Staupe*. Der Sprache des nnd. Handels entstammt *Stapel*, das seit dem 15. Jahrhundert auch in mitteldeutschen Quellen auftaucht. Mit der norddeutschen Viehzucht wird das seit dem 14. Jahrhundert nachweisbare Südwärtsdringen von *fett*, der nnd. Form für hd. *feist* zusammenhängen. *Zeitung* ist eine hochdeutsche Umgestaltung von nnd. *tiding* „Nachricht“, das wohl seinerseits aus dem gleichbedeutenden alt-nord. *tidendi* stammt.

Trotz dieser bedeutenden Wirkung nach außen hin erleidet das Niederdeutsche auch in dieser Periode Einbußen gegenüber dem Hochdeutschen, das ja nun einmal die Sprache des Rittertums und der mächtigsten Fürstenhäuser war. So läßt sich feststellen, daß die politischen Bewegungen im Kölner Gebiet während des späteren Mittelalters ein Zurückweichen der Lautverschiebungsgrenze nach Norden zur Folge haben. Auch in den niederdeutschen Städten, die der Dialektgrenze nahe liegen, dringt das Hochdeutsche als Urkundensprache unter dem Einfluß der höheren Schichten allmählich durch. So geht die Urkundensprache in Halle im 15. Jahrhundert ins Hochdeutsche über, während die Sprache des Volkes zunächst niederdeutsch bleibt. Besonders wichtig ist in dieser Hinsicht das Verhalten Berlins, dessen Kanzlei im Jahre 1504 zum Hochdeutschen übergeht und sich so der Sprache des mittelsächsischen Fürstenhauses, die von jeher hochdeutsch gewesen war, anpaßt.

Durch die Reformation erhält dann das Hochdeutsche auf niederdeutschem Gebiet verstärkten Einfluß, der schließlich dazu führt, daß nicht nur die Schriftsprache, sondern auch die Umgangssprache der Gebildeten Hochdeutsch wird.

Nur in Holland hat sich infolge der politischen Abtrennung vom Deutschen Reich ein niederdeutscher Dialekt auch als Schriftsprache behauptet.

## § 22. Sprachlicher Charakter des ausgehenden Mittelalters; die Sondersprachen.

Während auf der einen Seite im 14. und 15. Jahrhundert die deutsche Gelehrtenwelt bemüht ist, die rhetorischen Ideale der klassischen Völker für die deutsche Muttersprache fruchtbar zu machen, und die deutschen Mystiker an der Anpassung der Sprache an ihre neue Gedanken- und Gefühlswelt arbeiten, spiegelt sich anderseits in dem Deutsch dieser Periode, wo es uns unberührt von humanistischer und religiöser Zucht entgegentritt, die ganze Verrohung wieder, die dem Kulturhistoriker vielleicht als der auffallendste Zug dieser Übergangsperiode erscheint. Je näher sich ein Denkmal der wirklich gesprochenen Sprache anschließt — man denke etwa an die zahlreich überlieferten Fastnachtsspiele — um so reicher ist es gewöhnlich an groben Kraftworten, Flüchen und unflätigen Scherzen. Alte Wörter zur Bezeichnung der Naturalia, die im mhd. nur ein unterirdisches Dasein geführt haben, wie z. B. *geheien*, *serten* (beides Bezeichnungen für den Geschlechtsakt), *Hure* usw. tauchen wieder aus der Vergessenheit auf und sind plötzlich in jedermanns Munde. Welch ein Abstand zwischen den Dichtern der höfischen Zeit, die es nicht über sich bringen, ein Wort wie *Hure* auszusprechen, und einem Monarchen, wie Kaiser Sigismund, von dem sein getreuer Biograph Eberhard Windecke in aller Naivität berichtet: „Der konige jante mir kein gelt. also gewan ich urlob und reit gen Constanz und lag dem konige an als oft und also vil, ob das er zornig wart und sprach, er wolt mir min mütter serten.“ Auch die Überreste der höfischen Terminologie werden in diese Vergröberung des sprachlichen Umgangsstons mit hineingezogen. Bekannt ist, daß das Wort *Minne* in der spätmittelalterlichen Überlieferung höfischer Werke häufig ausgemerzt wird, weil es einen ausgesprochen unanständigen Klang angenommen hatte.



Wie sehr die Unsitte des Fluchens überhand nahm, bezeugen uns die zahlreichen Verordnungen gegen den Mißbrauch der heiligen Namen, die erst von einzelnen Städten, dann sogar von den Reichstagen erlassen wurden, natürlich ohne Erfolg, denn der grobschlächtige Ton des 15. Jahrhunderts setzt sich im 16. auch in diesem Punkt zunächst unabgeschwächt fort. Einzelne der ursprünglich als Flüche verwendeten Wörter verlieren denn auch durch die übermäßige Anwendung vollständig ihren anstößigen Charakter. Wenn z. B. Hans Sachs und seine Zeitgenossen *leichnam teuer* statt „sehr teuer“ sagen, so denken sie gewiß nicht daran, daß sie sich dabei eigentlich einer lästerlichen Anspielung auf den Leichnam Christi schuldig machen.

Erfreulich ist an dieser oft bis zur Unerträglichkeit derben Sprechweise ein trefflicherer Humor, dessen Erzeugnisse zum Teil noch in unserem modernen Sprachschatz Residuen hinterlassen haben. So entstammt der Selbstkritik dieses Jahrhunderts unser *Grobian*, ursprünglich der Name eines um 1480 erfundenen und durch Brants „*Narrenschiff*“ bekannt gewordenen Schutzheiligen der Grobheit, St. Grobianus. Auch sprichwörtliche Redensarten, wie „sich nach der Decke strecken“, „durch die Finger sehen“, „wissen, was die Glocke geschlagen hat“ tauchen in dieser Zeit zum erstenmal auf.

Es ist hier vielleicht der Ort, einen Blick auf die Entstehung der Sondersprachen zu werfen, d. h. auf jene Spracheigentümlichkeiten, die die Angehörigen gewisser Stände von der Gesamtheit der übrigen Volksgenossen unterscheiden. Solche Sondersprachen entstehen überall, wo eine Gesellschaft sich über jene primitive Stufe erhebt, auf der gesonderte Berufe noch nicht nötig sind, weil jeder einzelne imstande ist, eine größere Anzahl der im Hause und im Staate nötigen Tätigkeiten selbst auszuführen. Über dieses Stadium ist nun zwar das deutsche Volk schon vor dem Einsetzen der schriftlichen Überlieferung definitiv hinausgewachsen und schon in

der althochdeutschen Zeit treten uns die Adeligen, die Geistlichen, die Bauern, die Fahrennden usw. als abgeschlossene Stände entgegen, deren jeder sich auch in der Sprache, vor allem wohl im Wortschatz, von den übrigen unterschieden haben wird. Aber im späteren Mittelalter mit seinem starren Standes- und Zunftwesen ist die Voraussetzung zur Entstehung von scharf ausgeprägten Sondersprachen in erhöhtem Maß gegeben. So finden wir denn, daß gerade in der uns hier interessierenden Zeit die ersten Quellen für die Bergmannssprache, die Kaufmannssprache, für die Geheimsprache der Gauner und Vaganten (Rotwelsch) auftauchen.

Immer wieder begegnen wir in der Geschichte der deutschen Sprache der Erscheinung, daß Ausdrücke aus Standessprachen in den Wortschatz der Allgemeinheit eindringen, wobei sie regelmäßig ihre ursprüngliche Bedeutung erweitern, schon deshalb, weil der Nichtfachmann gewöhnlich gar nicht imstande ist, sie genau in ihrem technischen Sinn zu verstehen und anzuwenden. Kulturhistorisch sind solche Wörter von ähnlicher Bedeutung wie die Entlehnungen aus fremden Sprachen: sie sind ein sicheres Zeichen dafür, daß der engere Gesellschaftskreis, dem sie entstammen, zur Zeit ihres Eindringens in die Gemeinsprache eine wichtige Rolle im Leben der ganzen Sprachgemeinschaft gespielt hat. Einige wenige Beispiele für diesen Vorgang mögen genügen:

Aus der Bergmannssprache stammen Wörter, wie *Ausbeute*, *Fundgrube*, *Schicht*, *reichhaltig* (ursprünglich „reich im wertvollem Erz“), *Einbuße*, *Zubuße* (ursprünglich „Nachzahlung zu dem anfänglich eingezahlten Kapital“), *Stichprobe* (Probe auf die Reichhaltigkeit, die durch Stechen mit einem spitzen Löffel ausgeführt wurde).

Die Jägersprache hat geliefert *berücken* („Tiere durch Zuziehen des Netzes fangen“), *Fallstrick*, *einkreisen*, *unbändig* (von Hunden, die sich nicht am Seil leiten lassen), *naserweis*

(„mit gutem Spürsinn begabt“), *nachstellen* („durch Fallenstellen des Wildes habhaft zu werden suchen“), *bärbeißig* („auf den Bären abgerichtet“), *nachspüren* und vieles andere.

Ganz außerordentlich groß ist im ausgehenden Mittelalter und später der Einfluß der Soldatensprache, aus der nebst zahlreichen anderen Ausdrücken zu verschiedenen Zeiten in die Gemeinsprache übernommen wurden: *Lärm* (ursprünglich „Alarm“), *Anlauf* (ursprünglich „Ansturm“), *Nachdruck* („Fortsetzung eines begonnenen Angriffs durch Nachdrängen“), *Ausflucht* („Rettung aus einer schwierigen Lage durch Flucht“), *Gelegenheit* („Art, wie ein Lager oder eine Festung gelegen ist“), *Vorteil* (ursprünglich „vornweggenommener Teil bei der Teilung einer Beute oder eines Erbes“, im 15. und 16. Jahrhundert sehr häufig „günstige Stellung, die man vor Anlangen des Feindes eingenommen hat“).

Auf das öffentliche Leben Deutschlands wirkte der Humanismus nicht nur auf dem Umwege über die Kanzleien und Schulen ein, sondern in ebenso tiefgehender Weise durch den von ihm vermittelten Einfluß des römischen Rechts auf die deutsche Rechtspflege. Im Gefolge dieser Bewegung erscheint eine große Anzahl von Fremdwörtern wie etwa *protestieren*, *appellieren*, *zitieren*, *restituieren*, *arrestieren*, *Obligation*, gegen deren Verwendung in der deutschen Rechtssprache schon Tschudi (1538) erfolglosen Einspruch erhebt, oder Wörter wie *Invective*, *insinuiieren*, *Kompendium*, *Konzept*, die in der allgemeinen Sprache so geläufig geworden sind, daß man ihre Herkunft aus der Juristensprache längst vergessen hat. Neben solchen direkten Entlehnungen stehen dann die Lehnübersetzungen, wie etwa *handhaben* (urspr. „schützen“ nach lat. *manu tenere*) oder *fähig* (nach lat. *capax*, urspr. „zum Empfang eines Erbes oder dgl. berechtigt“). Schon aus diesen Beispielen geht hervor, daß die Rechtssprache zu jenen Sondersprachen gehört,



die auf die Entstehung unseres Wortschatzes den allergrößten Einfluß ausgeübt haben. Auch aus der einheimischen Rechtssprache sind zahlreiche Wendungen in die Gemeinsprache übernommen worden. Von ursprünglich juristischen Fachwörtern deutschen Ursprungs, die heute ganz allgemein verwendet werden, seien hier beispielsweise erwähnt: *aufschieben* („an eine höhere Instanz appellieren“), *sich beziehen* (das-selbe), *überzeugen* („durch Zeugen überführen“), *echt*, *sich entschuldigen* („seine Unschuld dartun“), *verantworten* („vor Gericht Rede und Antwort stehen“).

### § 23. Östliche Lehnwörter im Deutschen.

Die Kolonisation ursprünglich slawischer Gebiete, die wachsende politische Bedeutung Böhmens, die Hussitenunruhen, das Aufblühen der ungarischen Macht unter den Nachfolgern Hunyadi, die immer näher rückende Türkengefahr — dies alles waren Ereignisse, die die Aufmerksamkeit des deutschen Volkes wiederholt auf die Länder Osteuropas lenkten und damit die Voraussetzung für die Aufnahme einer stattlichen Reihe von slawischen, ungarischen und türkischen Lehnwörtern schufen.

Nachdem schon vorher einzelne Wörter von den slawischen Nachbarn übernommen worden waren (z. B. mhd. *grenitze* „Grenze“ aus poln. *granica*, mhd. *tolmetsch* „Dolmetisch“ aus poln. *tlumacz*, beide schon im 13. Jahrhundert übernommen), folgt nun vom 14. Jahrhundert an ein größerer Zufluß östlichen Sprachguts, der bis in die Neuzeit andauert. Schon um 1300 herum erscheint *petschaft* aus tschech. *pečet* und um dieselbe Zeit wird *groschen* aus dem Tschech. übernommen worden sein. Im Jahre 1300 wurden nämlich in Böhmen nach französischem Vorbild dicke Silbermünzen („solidi grossi“) geprägt; das deutsche Wort läßt sich nicht direkt auf lat. *grossus* zurückführen, vielmehr be-

weist sein *sch* slawische Vermittlung. Die Hussitenkriege, denen wir übrigens vermutlich auch das Wort *Wagenburg* verdanken, brachten dann die Entlehnung von *haubitze* (älter *haufnitz*) aus tschech. *houfenice* „Steinschleuder“. Gleichfalls im 15. Jahrhundert taucht *peitsche* aus tschech. *bič* im Deutschen auf. Um dieselbe Zeit erscheint *trabant*, durch Vermittlung von ung. *darabant* aus dem ferneren Osten entlehnt, etwas später *Säbel* aus ung. *szablya* und *Kutsche* aus ung. *kocsi*. In derselben kulturell-sprachlichen Entwicklung liegt z. B. die Entlehnung von *Despot* (15. Jahrh., urspr. nur als Titel wallachischer Fürsten entlehnt), *Mameluk* (Ende des 15. Jahrh.), *Kalif* (15. Jahrh.), *Koran* (in der Form *Alkron* 15. Jahrh.), *Janitschar* (16. Jahrh.), *Hussar* (16. Jahrh.), und vieles andere.

## § 24. Die Erfindung der Buchdruckerkunst.

Zu den wichtigsten Vorbedingungen für die Entstehung der neuhochdeutschen Schriftsprache dürfen wir die große Umwälzung rechnen, die die Erfindung des Buchdrucks im deutschen Geistesleben hervorgerufen hat. War die gegenseitige Angleichung der Dialekte bisher nur durch schriftlichen und persönlichen Verkehr von Angehörigen verschiedener Mundartengebiete gefördert worden, so trat nun als neuer Faktor hinzu, daß neu erschienene Werke nicht mehr wie bisher in einzelnen mühevoll angefertigten Handschriften, sondern in beliebig vielen und verhältnismäßig billigen Exemplaren vom Druckort aus in alle Teile des Reiches hinausgingen. Von welcher Bedeutung das für die Entwicklung der Schriftsprache war, läßt sich am besten ermessen, wenn man sich vergegenwärtigt, daß auch heute unsere Gemeinsprache weit weniger auf dem mündlichen Verkehr als auf der gedruckten Literatur beruht, ja daß eigentlich auch jetzt nur das Bücherdeutsch als eine einiger-

maßen einheitliche Gemeinsprache gelten kann, während die mündliche Verkehrssprache auch der Gebildeten in den verschiedenen Gegenden des deutschen Sprachgebiets ganz verschiedene Charakterzüge aufweist.

Indirekt hat der Buchdruck die Entstehung eines Gemeindeutsch auch dadurch gefördert, daß er dem zweiten Hauptfaktor, der unsere Gemeinsprache zusammenhält, nämlich der Schule, zu einem mächtigen Aufschwung verhalf. Der große Einfluß, den die Grammatik im 16. Jahrhundert und vor allem später auf die Vereinheitlichung der Sprache ausübte, wäre undenkbar, wenn nicht der Buchdruck die Lehrbücherliteratur auf eine ganz neue Grundlage gestellt hätte.

Schließlich wirkten auch die geschäftlichen Interessen des Buchhandels darauf hin, daß man sich immer mehr bemühte, grob Dialektisches aus der gedruckten Sprache auszumerzen. Je mehr es einem Verleger gelang, das sprachliche Gewand der von ihm veröffentlichten Werke von solchen Zügen zu reinigen, um so größere Aussichten hatte er, daß seine Verlagsprodukte in allen Teilen Deutschlands gelesen und gekauft wurden. Wir finden daher bald, daß sich die einzelnen Offizinen um die Normalisierung der Orthographie ihrer Verlagserzeugnisse bemühen, und zwar regelmäßig im Sinne der sich allmählich herausarbeitenden Gemeinsprache. Das schließt nicht aus, daß gewisse lokale Eigentümlichkeiten in diesen „Buchdruckersprachen“ noch lange festgehalten werden. So bemerkt noch um die Mitte des 17. Jahrhunderts Harsdörffer, daß es in Franken wohl kaum einen Seher geben werde, der sich entschließen könnte, „Vater“ statt „Batter“ zu drucken.

Schließlich ist der Einfluß nicht zu unterschätzen, den die Buchdruckerkunst auf den Kampf der deutschen Literatursprache mit dem Lateinischen zugunsten der ersteren ausgeübt hat. Sobald die Deutsch lesende Öffentlichkeit gerade



durch den bildenden Einfluß des gedruckten Buches größer geworden war, als das internationale Gelehrtenpublikum, lag es im Interesse der Verleger, ihre Bücher in deutscher Sprache erscheinen zu lassen. Aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts besitzen wir hierfür ein interessantes Zeugnis. Lucas Brunn, der im Jahre 1615 eine „Praxis perspektivae“ in deutscher Sprache erscheinen ließ, berichtet in der Vorrede, daß er dieses Werk ursprünglich lateinisch abgefaßt, aber dann ins Deutsche übertragen habe, weil sich der Verleger von einer lateinischen Ausgabe keinen genügenden Erfolg versprach. Er habe sich zu der Übersetzung entschlossen, „weil ich bevoreaus nicht gemeinet, daß meine erudition an diese oder jene sprach verbunden sey, ich auch als ein geborner Deutscher meiner Mutter sprach mich nicht schämen dürffte“.

#### IV.

### Die neuhochdeutsche Periode.

#### § 25. Luther und die Reformation.

Gegen Ende des 15. Jahrhunderts waren die Reime zur Entstehung einer allen deutschen Landen gemeinsamen Schriftsprache so weit erstarkt, daß der Gedanke des „Gemeinen Deutsch“ aufzutauchen und als ein erstrebenswertes Ziel der vaterländischen Sprachpflege Wurzel zu fassen beginnt. Wie weit man aber vorläufig von der Erreichung dieses Ziels entfernt war, zeigen am besten Äußerungen von Männern, die sich im ausgehenden 15. und beginnenden 16. Jahrhundert theoretisch mit Fragen der deutschen Rechtschreibung und Grammatik befaßten. So findet es Nikolaus von Wyle tadelnswert, daß sich die schwäbischen Schreiber so leicht verleiten lassen, sich der Orthographie

fremder Kanzleien anzupassen, also z. B. „burgermeister“ statt „burgermaister“, „wyßheit“ statt „wyshait“ zu schreiben, „daz ain große vnnütze endrung ist unfers gezüngs, dar mit wir loblich gesündert waren von den gezüngen aller vmbgelegnen landen“. Und der Verfasser des 1527 zu Köln erschienenen „Schrifftspiegels“ empfiehlt, um die Nachteile der dialektischen Zersplitterung zu vermeiden, nicht etwa die gegenseitige Angleichung der verschiedenen Mundarten, sondern er schlägt vor: „eyn schriuer, wilcher land art der in duntzcher nacioin geboren ist, sal sich . . . flhsigen, dat he ouch ander duitsch, dan als men in synk land synget, schriuen, lesen vnd burnemen moeg“.

Wieviel also auch durch die maßgebenden Kanzleien, durch den Buchdruck, durch die innerdeutsche Kolonisation und durch den aufblühenden Handelsverkehr für die sprachliche Einigung Deutschlands geschehen sein mag, die Tatsache steht fest, daß die Schriftdialekte des ausgehenden Mittelalters zunächst noch sehr lebenskräftig in die neue Zeit hineinragten. Das muß man sich vor Augen halten, wenn man Luthers Verdienste um die deutsche Sprache richtig würdigen will. So verkehrt es ist, sein an eine lange Tradition anknüpfendes Wirken als den allein ausschlaggebenden Antrieb zur Entstehung der Schriftsprache hinzustellen, so sicher ist es, daß sich Art und Umfang seiner Pflege der Muttersprache in wesentlichen Punkten von der Tätigkeit seiner Vorgänger unterscheidet. Eine tiefgreifende Wirkung war den Bestrebungen der Kanzleien und verwandten Faktoren schon deshalb versagt geblieben, weil ihnen die Volkstümlichkeit, der Einfluß auf die großen Massen vollkommen fehlte. Bei Luther und seinen Mitkämpfern wird das anders. Auch er ist ja von Haus aus Gelehrter, aber von dem Augenblick an, wo ihm sein reformatorischer Beruf klar zu Bewußtsein gekommen ist, betrachtet er sich als Seelenfischer, dem das Heil des geringsten unter seinen Brüdern in Christo mehr gilt als

der Beifall von Fürsten und Prälaten. So findet er denn auch, während ihn die höchsten Mächte des Reichs und der Kirche verfolgen und viele von den Humanisten verächtlich auf ihn herabblicken, seine mächtigste Stütze in der begeisterten Anhängerschaft der breiten Massen. Auf diese aber kann er nicht mit kunstvoll gedrechselten Perioden und Redefiguren einwirken; der schlichteste, geradeste, oft auch der derbste Ausdruck ist der beste: Das hat Luther nicht nur von Anfang an gefühlt, sondern später auch klar erkannt. Leitete er doch seine 1523 erschienene Übersetzung der Bücher Moses mit dem Bekenntnis ein, weder er selbst noch irgendein anderer, am allerwenigsten aber die fürstlichen Kanzleien hätten bisher die Kunst verstanden, deutsch zu schreiben. Er selbst hat sich diese Kunst mühsam und allmählich erarbeitet in einer schriftstellerischen Praxis von ungeheurem Umfang, vor allem aber in jahrzehntelangem Ringen mit dem Urtext der Bibel. Ihr hat er zum erstenmal ein würdiges deutsches Gewand geschaffen, in immer erneuter Arbeit, die, im ganzen von hinreißendem Schwung getragen, doch im einzelnen von unerhörter Genauigkeit und Gewissenhaftigkeit zeugt.<sup>1</sup>

So hat er der deutschen Literatur in seiner Bibelübersetzung ein Werk geschenkt, das nicht nur den folgenden Generationen als sprachliches Vorbild gelten konnte, sondern das zu dieser Rolle auch durch den einzig dastehenden Erfolg, den es erzielte, besonders geeignet war. Wurde doch die Luthersche Bibel nicht nur in protestantischen Kreisen mit unermüdlichem Eifer studiert, auch die Gegner Luthers lernten in den von katholischer Seite herausgegebenen deutschen Bibeln einen Text kennen, der zwar im einzelnen vielfach abwich, im ganzen aber auf der Grundlage der Lutherschen Übersetzung beruhte.

Bei der sachlichen, das persönliche Moment bewußt in den Hintergrund stellenden Art Luthers war es selbstverständ-



lich, daß er bei seiner Sprachreformatorischen Arbeit alles dankbar benützte und anerkannte, was von Vorgängern und Zeitgenossen für die Einigung der deutschen Sprache geleistet worden war. Das äußere sprachliche Gewand seiner Schriften näherte er den Gebräuchen der kursächsischen Kanzlei an, die er, geringere Unterschiede nicht beachtend, für identisch hält mit den in der kaiserlichen Kanzlei üblichen. Die Bemühungen seiner Drucker und Korrektoren um die anfänglich ganz inkonsequente Orthographie seiner Schriften hat er sich gern und dankbar gefallen lassen. Aber nicht die Vorzüge der sächsischen Kanzlei und die Leistungsfähigkeit der Wittenberger Buchdrucker haben den Lutherischen Bibeldialekt zu einer Hauptgrundlage der neuhochdeutschen Schriftsprache gemacht, sondern die Autorität der Bibel hat bewirkt, daß die ihm nahestehenden sächsischen Dialekte in ihren verschiedenen Ausprägungsformen fortan ein Ansehen genossen, das ihnen weitgehenden Einfluß auf die Entwicklung der Folgezeit sicherte. Mit Recht betrachtet daher die Sprachwissenschaft Luthers Auftreten als den Beginn einer neuen sprachlichen Epoche, der Neuhochdeutschen.

Der deutsche Schulunterricht, der Luthers energischer Fürsprache so wichtige Förderungen verdankt, hat dann seinerseits nicht wenig dazu beigetragen, um seine Stellung als sprachliches Vorbild zu festigen. Die Grammatiker des 16. und späterer Jahrhunderte werden nicht müde, die Sprachgestalt von Luthers Schriften als Vorbild zu empfehlen, und gerade die verbreitetste unter den älteren deutschen Grammatiken, die des Johannes Claius, bekennet sich als eine „Grammatica germanicae linguae . . . ex bibliis Lutheri germanicis et aliis eius libris collecta“. Andererseits konnte es nicht fehlen, daß Luthers Stellung im Mittelpunkt der Parteikämpfe seiner sprachlichen Autorität im katholischen Lager Eintrag tat. Die Formen *Seele, Füße, Hände* gegenüber süddeutschem

*Seel, Füß, Händ* sind noch im 18. Jahrhundert den katholischen Schriftstellern verdächtig, nicht weil sie mitteldeutsch, sondern weil sie Lutherisch sind. Als sich aber nach dem Dreißigjährigen Krieg und vor allem während der Aufklärungszeit die religiösen Gegensätze immer mehr abstumpften, war bereits eine Sachlage geschaffen, die die Weiterentwicklung der deutschen Sprache unwiderstehlich in die Bahnen Luthers zog. Während das protestantische Nord- und Mitteldeutschland über eine gefestigte Literatursprache auf Lutherscher Grundlage verfügte, gab es im katholischen Süden nur eine Reihe von wenig einheitlichen, in der Literatur nur durch Größen zweiten Ranges vertretenen Schriftdialekten, die nach Wegfall der religiösen Hemmnisse dem norddeutschen Einfluß gegenüber wenig widerstandsfähig waren.

Im einzelnen ist der Einfluß Luthers auf Wortschatz und Bedeutungsentwicklung unserer Schriftsprache noch lange nicht erschöpfend festgestellt. Sicher ist, daß eine Reihe ursprünglich dialektischer Wörter, wie z. B. *Splitter, schüchtern, Spuk, Motte, Knochen, Lippe, schimmern, lüstern, Scheune, bange, Wehklage, Wehmutter* durch seinen Einfluß in der Gemeinsprache Bürgerrecht gewannen, und daß zahlreiche aus der Bibel stammende Phrasen, wie etwa *sein Licht unter den Scheffel stellen, sein Scherflein beitragen, sein Pfund vergraben, mit seinem Pfunde wuchern, ein Stein des Anstoßes* durch seine Übersetzung verbreitet worden sind. Andere Wörter verdanken seinem Einfluß zwar nicht ihr Vorhandensein in der Schriftsprache, wohl aber den besonderen Sinn, in dem wir sie heute gebrauchen. Wenn uns jetzt die Verwendung von *Grund* in der Bedeutung „Ursache“ so geläufig ist, so hat dazu Luthers Bestreben wesentlich beigetragen, für alles, was er glaubte und tat, einen „Grund“ (d. h. ursprünglich eine Grundlage) in der Heiligen Schrift nachzuweisen. Und wenn heute das Wort *Beruf* nicht mehr

„Ruf, Berufung“, sondern „Lebensstellung, Amt, Handwerk“ und dergleichen bedeutet, so läßt sich dieser Bedeutungswandel schwer verstehen, wenn man nicht weiß, wie hoch Luther die treue Berufsarbeit auch der niedern Stände als etwas dem Menschen von Gott Angewiesenes, ein ihm wohlgefälliges Werk einschätzte.

Wie Luther, hat sich auch eine große Anzahl seiner Anhänger vom Latein ab- und der deutschen Sprache zugewandt. Das bekannteste Beispiel ist Ulrich von Hutten, der fast gleichzeitig mit seinem Eintritt in die Reformationskämpfe die ciceronianische Beredsamkeit mit dem derben Deutsch seines Jahrhunderts, seine klassische Devise „Alea jacta est“ mit dem schlichten „Ich hab's gewagt“ vertauscht. Selbstverständlich erregte diese Begünstigung der Volkssprache im gegnerischen Lager schweren Anstoß, und man versuchte mit allen möglichen und unmöglichen Gründen die wankende Vorherrschaft des Lateinischen zu stützen. Zu dem oft wiederholten Hinweis auf eine ehrwürdige Tradition gesellt sich der im Hinblick auf den Ton einzelner Reformationschriften nicht unzutreffende Spott des geistreichen Murner, die Anhänger der neuen Richtung müßten wohl deutsch schreiben, da es schwer halte, im Lateinischen Ausdrücke für „Schmutzloß“ und „Hippenbub“ (Bezeichnung der wegen ihrer Grobheit berühmten Hohlhippenverkäufer) ausfindig zu machen. Aber ernste Gründe wie Ironie sind machtlos gegenüber dem ungeheuren agitatorischen Vorteil, den die Verwendung der Volkssprache bot und der schließlich auch die Gegner der Reformation zur Nachfolge zwang. Von besonderer Bedeutung für das Vordringen des Deutschen auf Kosten des Lateinischen ist die Einführung des deutschen Gottesdienstes und des Schulunterrichts in der Muttersprache, der im Laufe des 16. Jahrhunderts immer mehr Boden gewann. Ganz im Geiste Luthers ist es, wenn die Altdorfer Schulordnung im Jahre 1575 nicht nur den Unterricht im Deutschen verlangt,



sondern zugleich festsetzt, daß die Schüler nicht im „kanzleischen“ Deutsch unterwiesen werden sollen<sup>1)</sup>.

Noch haftet der deutschen Sprache anfangs der Ruf der Ungefügigkeit und Schwerfälligkeit an. Luther selbst vergleicht seine Übersetzungstätigkeit einmal einem Ruckuck, der die Töne einer Nachtigall nachahmen möchte. Aber mit der fortschreitenden Übung wächst auch das Zutrauen zu der Muttersprache. Während die älteren Übersetzer klassischer und anderer Werke immer wieder darüber klagten, wie schwer es sei, den Feinheiten der Originale in „grobem Deutsch“ gerecht zu werden, wird in der Vorrede zu Fischart's „Eh-zuchtbüchlein“ (1578) der frohen Überzeugung Ausdruck gegeben „daß Gott, der in allen Sprachen will gelobt sein, auch inn vnserer Sprach, wird wunder wirken, wie er dann allbereht mit der Theology hat erwiesen, das man dieselbige so deitlich, hell vnd reyn als inn andern Sprachen mag lesen; kan er das inn eynem, so kan ers auch inn meherm“.

Gerade im Hinblick auf Fischart's Tätigkeit als Übersetzer darf uns diese Zuversicht nicht wundern. Hat er doch mehr als irgendein anderer deutscher Schriftsteller vor oder nach ihm alle Möglichkeiten des deutschen Ausdrucks mit bewundernswerter Erfindungsgabe ausgeschöpft. Seine eigenwillige, groteske, aber ohne Zweifel geniale Sprachmeisterschaft, seine ungezählten Wortschöpfungen, in denen von der volkstümlichsten Grobheit bis zur gelehrtesten Anspielung alle Abstufungen vertreten sind, stellen den zeugungskräftigen Sprachgeist seines Jahrhunderts in einer Höchstgestalt dar, die allerdings zugleich oft ein Zerrbild ist.

<sup>1)</sup> Abfällige Urteile über das unter lateinischem Einfluß stehende Gelehrtendeutsch begegnen auch sonst, so schreibt Aventinus in der Vorrede zu seiner Bayrischen Chronik (1526): in dieser Verteutschung brauch ich mich des alten lautern gewöhnlichen iederman verstendigen teutsches; dan unser redner und schreiber, voraus so auch latein können, biegen, krümpen unser sprach in reden und schreiben, vermengens selichens mit zerbrochen lateinischen worten, machens mit großen umbschraffen unverständlich, ziehens gar von ihrer auf die lateinisch art mit schreiben und reden, das doch nit sein sol, wan ein ietliche sprach hat ir aigne breuch und besunder eigenchaft.

## § 26. Anwachsen des französischen Einflusses.

So fest auch Fischart in der volkstümlichen Art seiner Zeit wurzelt, ist es doch gerade seine und seines Kreises Tätigkeit, die den in der Folgezeit so übermächtig werdenden romanischen und vor allem französischen Einfluß auf die deutsche Sprache am deutlichsten ankündigt. Sein Hauptwerk ist die Bearbeitung von Rabelais' „Gargantua“, eines Buches allerdings, das sich aufs krassste von der höfischen Literatur abhebt, die damals, wie Jahrhunderte früher, dem Eindringen des französischen Wesens in Deutschland die Wege ebnete. Aber auch an der Verdeutschung des vielgelesenen Amadisromans, an dessen deutschen Ausgaben der Verleger mehr verdient zu haben behauptet als an der Lutherischen Postille, ist Fischart beteiligt.

Übrigens sind die Gründe für das Überhandnehmen des französischen Einflusses nicht in erster Linie auf dem Gebiet der Literatur, sondern auf dem der Politik und was damit zusammenhängt, zu suchen. Die deutschen Fürsten waren es, die, angezogen von dem Glanz des französischen Hofes und dem Beispiel des in den wallonischen Niederlanden geborenen Karl V., den Grund zu dem bald feststehenden Dogma legten, daß Frankreich in allen Fragen der Bildung und des Geschmacks als unerreichbares Vorbild zu gelten habe. Schon unter Karl V. wird die Korrespondenz zwischen dem kaiserlichen und anderen deutschen Höfen vielfach französisch geführt. Als dann infolge der Hugenottenkriege Scharen von vertriebenen Protestanten in Deutschland eine Zuflucht finden, erfährt der französische Einfluß eine gewaltige Steigerung. Vor allem wird er nun, da ja die Flüchtlinge den verschiedensten Ständen angehörten, in weitere Kreise der deutschen Gesellschaft getragen. Während früher die Kenntniss der französischen Sprache in erster Linie durch kostspielige Reisen erworben werden mußte, gibt es nun in

Deutschland zahlreiche französische Sprachlehrer, deren angesehenere Stellung am besten der Umstand beleuchtet, daß sie sogar im katholischen Köln vom Rat begünstigt wurden. Daneben gab es nach wie vor zahlreiche Deutsche, die zu Studien- und Bildungszwecken, oft auch als Soldaten und Kaufleute nach Frankreich gingen und dort die französische Sprache aus erster Hand kennen lernten. So läuft der französische Einfluß dem während des ganzen 16. Jahrhunderts noch sehr kräftigen spanischen und italienischen allmählich den Rang ab.

Zu Anfang des 17. Jahrhunderts setzt dann die sprachliche Rückwirkung dieser Verhältnisse sehr kräftig ein. Zahlreiche altheimische Wörter werden von gleichbedeutenden französischen verdrängt, und zwar so schnell, daß dieser Vorgang der Aufmerksamkeit der Zeitgenossen nicht entgehen kann. Bezeichnend ist in dieser Hinsicht, was Kirchhof im dritten Buch seines „Wendunmut“ (1602) schreibt:

vorzeiten warn die soldner werth.  
die wurden in landtsknecht verkehrt,  
denen bleib lang die meiste stimm,  
ie kund gilt solcher nam auch nim,  
dann soldat kompt und ihn verdringt,  
und was sonst nach dem welschen klingt,

oder Theobald Hoß (Schönes Blumenfeld 1601)

Vnd da ich wandert also weit  
Wolt lernen vnd Studieren  
Das Handtwerck so man jetzt der Zeit  
Nendt das Galanisieren . . .  
Vnd das man vor in meinem Sinn,  
Da ich noch jung bin gewesen,  
Das Buelen hieß, die Edel minn  
Der Frewlein außerlesen.

Diese beiden Stellen deuten uns an, auf welchen Gebieten der fremdländische Einfluß am stärksten ist: Das Kriegswesen,



dessen Terminologie zu den Dutzenden früher entlehnter Fremdwörter nun Hunderte von neuen aufnimmt, und der bunte Komplex von Erscheinungen, den man unter den Namen des *Modewesens* zusammenzufassen pflegt. Die französische Kleidung, die neuen gesellschaftlichen Verkehrsformen und das um diese Zeit unerhört um sich greifende amuröse Treiben haben uns eine Reihe von Fremdwörtern gebracht, die zum Teil noch heute kräftig fortleben. Damals drangen z. B. *Mode* (zunächst in der Verbindung *à la mode*), *Dame*, *Maitresse*, *Cavalier*, *galant* in den allgemeinen Sprachgebrauch ein, und Unreden wie *Monsieur*, *Mademoiselle* wurden gang und gäbe. Beiden Gebieten, dem soldatischen und dem galanten, gehört *brav* an, das ursprünglich ein Soldatenwort ist, aber als Lieblingswort der neuen Moderichtung auch auf anderen Gebieten rasche Verbreitung findet. Übrigens ist auch der heimische Wortschatz von der allgemeinen Entwicklung der Zeit stark beeinflusst. „Der hochdeutschen ohren begünnen nuhn=mehr auch hurtig zu wärden, und hören gärn von der Libe, weil ihnen selbige durch übersäzzung der spanischen und wälschen Libesgeschichte so gänge gemacht sein, daß si von ihrer gebuhrtsahrt und wohl=anständigen ernst=haftigkeit schihr abweichen dürften, wan man also fortfahren solte. Drüm, weil allen dingen ein rüchtiges Zihl sol gesäzt sein, und unsere sprache durch solche lobbliche, und den ohren und augen an=nähmliche sachen bäster mahssen kan erhoben und ausgearbeitet wärden; so halt' ich dafüher, daß es wohl das bäste wäre, wan man was eignes schribe, und der fremden sprachen bücher nicht so gahr häuffig verdeutschte“ (Besen, Adriatische Rosemund). So finden wir denn, daß eine ganze Menge von Zusammensetzungen mit Liebe(s)= gerade in dieser Zeit zum erstenmal auftauchen, z. B. *Liebe(s)paar*, *Liebesangst*, *Liebesband*, *Liebesblick*, *Liebesdurst*, *Liebesflamme*, *Liebesgunst*, *Liebeshitze*, *Liebesjoch*, *Liebesnot*, *Liebesspiel*, und die

moderne Bedeutung von *reizend* wird durch Bildungen wie *Liebreiz*, *liebreizend* vorbereitet. Ebenso tritt *sich verlieben* um diese Zeit zuerst auf.

## § 27.

### Der sprachliche Einfluß des Dreißigjährigen Krieges.

Natürlich hat bei dieser ganzen sprachlichen Bewegung der große Krieg, der Unmengen von fremden Truppen ins Land brachte, einen sehr bedeutenden Einfluß ausgeübt, vor allem dadurch, daß er den ursprünglich nur in den höheren Kreisen der Gesellschaft heimischen Fremdwörtern bis tief in die unteren Volksschichten hinein Eingang verschaffte. „Wie Buren . . . mötet dei Contribuzie dem einen sowol als dem andern her spendieren“ seufzte ein niederdeutscher Bauer in Schottels Freudenpiel „Des Friedens Sieg“ 1648 und in der Tat wird es damals nicht viele Gegenden in Deutschland gegeben haben, wo man nicht Fremdwörter wie *Kontribution*, *Gage*, *fouragieren*, *Service* aus bitterer Erfahrung kennenlernte. In den Wortschatz des Dreißigjährigen Krieges gehört auch *marode* und von deutschen Wörtern lassen sich aus dieser Zeit *fest* und *gefroren* in der Bedeutung „unverwundbar“ als *termini technici* des Soldatenaberglaubens zuerst belegen. Die endlosen Verhandlungen, die dem westfälischen Frieden vorausgingen, brachten dann das diplomatische Fachwort *Aequivalent*, der Friedensvertrag selbst, als ein Vorzeichen besserer Zeiten, die Übersetzung von frz. *liberté de conscience* durch *Gewissensfreiheit*.

Von geringem sprachlichen Einfluß scheint die schwedische Invasion geblieben zu sein, doch wird man die Vermutung wagen dürfen, daß deutsch *Flinte* aus dem schwedischen *flinta* entlehnt ist, wenn es sich nämlich als richtig erweisen sollte, daß das Feuersteingewehr eine schwedische Erfindung ist. Hingegen haben die schwedischen Soldaten, die ja

während des Krieges zum großen Teil doppelsprachig geworden waren, unzählige deutsche Wörter in ihre Heimat mitgenommen und auch zahlreiche romanische Fremdwörter auf dem Umweg über das Deutsche entlehnt.

## § 28. Opitz. Die Sprachgesellschaften. Schottel. Die Muttersprache als Gegenstand des Elementarunterrichts.

Mit großem Nachdruck und mit wohlverdientem, wenn auch zunächst noch nicht dauerhaftem Erfolg setzt schon vor Beginn des großen Krieges die Gegenwehr gegen das Überhandnehmen der Fremdwörtersucht ein, Hand in Hand mit ihr das Bestreben, durch sorgfältige Pflege der Muttersprache diese auf eine Höhe zu heben, die ihr größere Widerstandsfähigkeit gegen den Einfluß der fortgeschritteneren romanischen Idiome gewährt. 1617 schrieb der junge Opitz in lateinischer Sprache seinen ersten Protest gegen die Vernachlässigung der Muttersprache nieder („Aristarchus sive de contemptu linguae germanicae“). 1624 bringt sein „Buch von der teutschen Poeterey“ ein kurzes aber wohlgedachtes Programm für die Behandlung des deutschen Ausdrucks in der Poesie, das in seiner Gedrängtheit und Klarheit um so größeren Eindruck machte, als der Autor in der glücklichen Lage war, seine Lehren durch sorgfältige Umarbeitung einer schon früher veröffentlichten erfolgreichen Gedichtsammlung mit einem für die Zeitgenossen unübertrefflichen Musterbeispiel zu versehen. Zierlichkeit und Würde des Ausdrucks sind die positiven Vorzüge, nach denen seine Forderungen gehen. Das Gebot der Vermeidung von Dialektischem, von Übelklingendem (Hiatus, Häufung einsilbiger Wörter), von inhaltsleeren Füllwörtern, von Unklarheiten und Gewaltthaten in der Wortfolge ergänzt das Programm nach der negativen Seite hin. Daß die „unsaubere“



Art, in deutsche Gedichte fremde Wörter einzumengen, streng verurteilt wird, ist selbstverständlich. Für den Reim verlangt Opitz größere Reinheit als sie bis dahin üblich war, und bei manchen seiner Nachfolger tritt dann das Bestreben zutage, ganz im Sinne der mhd. Blütezeit auch solche Reime zu meiden, die zwar im Dialekt des Urhebers zulässig, in anderen Teilen des deutschen Sprachgebiets aber unrein sind.

Es ist eine pedantisch vernünftelnde, mehr als billig an Einzelheiten haftende Theorie der Wortkunst, die Opitz vorträgt. Aber da ihre Fehler zugleich die des Jahrhunderts sind, schaden sie ihrem Erfolg um so weniger, als auch sein redlicher Wille, zum Ruhm der Muttersprache beizutragen, bei den besten seiner Zeitgenossen den kräftigsten Widerhall fand.

Schon im Jahre 1617 war nämlich zu Weimar nach italienischem Muster eine Ordensgesellschaft gegründet worden, die sich die Pflege der Muttersprache zur Hauptaufgabe gestellt hatte. Aus der ernstesten Stimmung eines Trauerfestes heraus geschah dort unter der Führung Ludwigs von Anhalt der erste Schritt zur Gründung einer Vereinigung von vaterländisch gesinnten Männern, wie sie Deutschland bis dahin noch nicht gekannt hatte. Schon daß die Aufnahme in die „fruchtbringende Gesellschaft“ nicht hohe Geburt oder Stellung voraussetzte, sondern Liebe zur Muttersprache und den Willen, ihr zu dienen, unterschied diese Vereinigung grundlich und zu ihrem Vorteil von den seit dem Mittelalter so verbreiteten adeligen Ordensgesellschaften und verlieh ihr die Fähigkeit, alle Kräfte an sich zu ziehen, die ihren Zielen dienstbar gemacht werden konnten. So hat sie denn auch wirklich erreicht, daß die besten Geister des damaligen Deutschland ihr entweder, wie Opitz, Moscherosch, Schottel, Vogau, Gryphius als Mitglieder angehörten, oder sich wenigstens mit Entschiedenheit als Freunde der vaterländischen Sprachbewegung bekannten, wie dies zum Beispiel Grimmelshausen in seinem „Deutschen Michel“ getan hat. Daß

sich in das poetische und gesellschaftliche Treiben des Ordens Züge von uns unerträglicher Geschmacklosigkeit einmischten, ist freilich ebenso unbestreitbar, wie daß die auf Veranlassung der Gesellschaft entstandene Deutsche Sprachlehre von Gueinz sich schon durch ihre zwischen Spitzfindigkeit und Stumpfsinn schwankende Einteilungssucht als ein Werk der schlimmsten Pedanterie darstellt. Aber die ernste Arbeit, die die Mitglieder in ihren umfangreichen Korrespondenzen an die Erörterung sprachlicher Probleme wandten, und die durch sie mächtig geförderte Übung im Beobachten der Sprache sind doch die notwendigen Voraussetzungen für den hohen Grad von methodischer Reife, mit der seit dem Jahre 1641 die Arbeiten von Johann Georg Schottel vor die Gelehrtenwelt hintraten. Mit ihnen beginnt die wissenschaftliche Erforschung der deutschen Sprache in verheißungsvoller und für die Folgezeit richtunggebender Weise. Der Zusammenhang dieser Arbeiten mit den Bestrebungen der fruchtbringenden Gesellschaft erweist sich schon äußerlich dadurch, daß Schottel zahlreiche Verdeutschungen grammatischer Kunstwörter von seinen Vorgängern übernommen hat. Ein großer Teil unserer grammatischen Terminologie, wie z. B. die Worte *Mundart*, *Wurzel*, *abwandeln*, *Ableitung*, *Beistrich* gehen auf Schottel oder seine unmittelbaren Vorgänger zurück.

Nach dem Vorbild des Palmenordens, wie die Fruchtbringende Gesellschaft nach ihrem Sinnbild genannt wurde, entstanden eine Reihe von anderen Sprachgesellschaften, die sowohl durch die Ähnlichkeit ihrer Ziele als auch durch die Personen ihrer Gründer, die in der Regel zugleich Mitglieder der Fruchtbringenden Gesellschaft waren, ihre nahe Zusammengehörigkeit mit dieser erkennen lassen: die Ausrichtige Tannengesellschaft (1633), die Deutschgesinnte Genossenschaft (1643), der Pegnesische Blumenorden (1644), der Elbschwanenorden (1660) und andere. Von den Haupt-

personen dieser Gesellschaften ist ohne Zweifel die hervorstechendste Philipp von Zesen, ein Mann, der durch seinen übertriebenen Eifer in der Beseitigung auch längst einheimisch gewordener Fremdwörter der Sprachbewegung manche gefährliche Blöße gegeben hat, der aber offenkundig ein bedeutendes sprachschöpferisches Talent besaß. Neben vielen gewaltsamen und daher wieder verschwundenen Verdeutschungen scheinen eine Reihe noch jetzt allgemein gebräuchlicher Wörter auf ihn zurückzugehen oder wenigstens durch ihn zu Ansehen gelangt zu sein, z. B. *Blutzeuge, Bücherei, Gesichtskreis, Schaubühne, Sinngedicht, Vollmacht*.

Hand in Hand mit den Bestrebungen der Sprachgesellschaften gehen immer häufigere und erfolgreichere Versuche, der Muttersprache im Schulbetrieb die ihr gebührende Stellung zu sichern. Schon einige Jahre vor der Gründung der Fruchtbringenden Gesellschaft hatte Wolfgang Ratichius (Radtke) verlangt, daß die Grammatik der deutschen Sprache unter die Gegenstände des Elementarunterrichts aufgenommen werde. Die so erworbenen Kenntnisse sollten dann die Grundlage für den fremdsprachlichen Unterricht bilden. Von der Wichtigkeit seiner Aufgabe überzeugt, durfte Ratichius es wagen, seine Grundsätze dem Reichstag zu Frankfurt 1612 in einer Denkschrift vorzulegen, und in der That gelang es ihm, eine Reihe hochstehender Persönlichkeiten für seine Pläne zu gewinnen. Seit 1618 konnte er als Rektor der unter dem Schutze Ludwigs von Anhalt gegründeten Köthener Schule darangehen, seine Theorien in die Wirklichkeit umzusetzen. Seither wirkt die Schule als ein Faktor ersten Ranges an der Ausbildung der deutschen Sprache mit. Wir werden noch mehrfach sehen, daß besonders die Vereinheitlichung der gebildeten Schrift- und Umgangssprache durch den Einfluß des deutschen Sprachunterrichts aufs nachdrücklichste gefördert wurde. Ratichius selbst war sich gerade dieser Wirkung seines Systems von vorn-



herein bewußt. Schon in seiner Denkschrift an den Frankfurter Reichstag will er Anleitung geben, „wie ein eintrectige Sprache im Reich bequemiich einzuföhren, das ist wie Sachsen, Francken, Schwaben, Düringer etc. der Hochdeutschen Sprachen gewöhnen vnd nachmahls derselben sich einmütig gebrauchen mügen“.

## § 29. Neuerliches Überhandnehmen des französischen Einflusses.

Wenn nach Neumark das Ziel der Fruchtbringenden Gesellschaft war, daß „unsere ädle Muttersprache . . . von dem fremddrückenden Sprachenjoch befrehet, durch alte und neue Kunstwörter befestiget und also endlich in den gloriwürdigsten Ehrenthron versetzet werden möchte“, so ist höchstens der zweite und unwichtigste Punkt dieses Programms erfolgreich ausgeführt worden. Zur Befreiung der deutschen Sprache vom fremden Joch genügte die kurze Zeitspanne, während welcher die Sprachgesellschaften sich wirklich lebenskräftig erhielten, um so weniger, als die politischen Verhältnisse sich in genau entgegengesetztem Sinn entwickelten. Der Dreißigjährige Krieg hinterließ ein kraftloses, uneiniges, an allen Grenzen von feindlichen Nachbarn bedrohtes Deutschland, dessen Kaiserhaus den romanischen Ländern nach Abstammung und Neigung weit näher stand als den protestantischen Kleinstaaten, in denen die deutsche Sprachbewegung ihren Sitz hatte. Auf der anderen Seite blühte in dem immer mächtiger werdenden Frankreich die Herrschaft Ludwigs XIV., an dessen Hof sich Gesellschaftsleben, Kunst und Wissenschaft rasch zu einer Höhe entwickelten, die den französischen Einfluß nicht nur in Deutschland, sondern in allen zivilisierten Ländern überwältigend machte. So tritt denn bald auf sprachlichem Gebiet ein neuer Umschwung zuungunsten der Muttersprache ein. Gegen Ende des

17. Jahrhunderts liegt die Gefahr für die deutsche Sprache nicht mehr in der Sprachmengerei, in dem Eindringen einer, wenn auch großen, so doch immerhin beschränkten Fremdwörtermenge in die deutsche Grundmasse der Sprache, sondern in der völligen Verdrängung des Deutschen aus dem Verkehr der gebildeten Gesellschaftsschichten. Das Französische ist um die Wende des 17. und 18. Jahrhunderts nicht nur Diplomatensprache, Verhandlungssprache gelehrter Körperschaften, Sprache des gesellschaftlichen Umgangs; immer verbreiteter wird die Gewohnheit, daß selbst in den Kreisen des Bürgertums die Kinder von frühester Jugend an dazu angehalten werden, mit ihren Eltern und untereinander französisch zu sprechen, während die Muttersprache auf den Verkehr mit dem Gesinde beschränkt wird. Ohne Widerspruch haben sich gerade die besten Geister der Zeit diese Tyrannei einer fremden Sprache allerdings nicht gefallen lassen, aber dieser Widerspruch ist zahn genug. Thomasius, der im Jahre 1687 die Kühnheit hatte, das schwarze Brett einer deutschen Universität durch den Anschlag eines Programmes in deutscher Sprache zu entweihen, und der deutsche Stilübungen in den Plan seiner umfassenden akademischen Lehrtätigkeit aufnahm, geht doch nicht so weit, daß er der französischen Sprache ihre Eroberungen ernsthaft streitig machen möchte: „Bei uns Deutschen ist die französische Sprache so gemein worden, daß an vielen Orten bereits Schuster und Schneider, Kinder und Gesinde dieselbige gut genug reden; solche eingerissene Gewohnheit auszutilgen, stehet bei keiner privat-Person, kommt auch derselben im geringsten nicht zu.“ Und Leibniz hat zwar in zwei gedankenreichen Schriften Vorschläge zur Hebung der Muttersprache niedergelegt, diese aber nie veröffentlicht, wohl weil er selbst sein ungeheures Ansehen nicht für ausreichend hielt, um den Kampf gegen eine so tiefgehende Zeitströmung aussichtsreich zu gestalten. So dauert der französische Einfluß fort, bis er am Hof

Friedrichs II. einen Gipfelpunkt erreicht, zugleich aber durch die das deutsche Nationalbewußtsein neu belebenden staatsmännischen und kriegerischen Erfolge des großen Königs seine erste schwere Niederlage erleidet.

### § 30. Die Sprache der Barockzeit.

Den bezeichnendsten Ausdruck findet der Sprachgeist der auf den Dreißigjährigen Krieg folgenden Jahrzehnte in jenem Stil, der, durch Weckherlin, Harzdörffer und andere vorbereitet, durch die zweite Schlesiſche Dichterschule auf seinen Gipfel gehoben wird. Prunkvoll und überladen, wie die gleichzeitigen Werke der bildenden Kunst, verrät dieser Stil in jeder Zeile, daß er nicht auf den gebildeten Durchschnittsleser berechnet ist, sondern auf die Angehörigen einer kleinen Oberschicht, deren ästhetische Forderungen in erster Linie durch ein unerhörtes Luxusbedürfnis bestimmt sind. Kein Mittel einer pathetischen Rhetorik, das nicht in den Versen eines Hofmann von Hofmannswaldau bis zum Überdruß gehäuft wäre, kein Requisit höfischer Pracht, von Marmor und Alabaſter bis zu Ambra und Bisam, das nicht zu immer wiederholten pompösen Metaphern herhalten mußte. Im ganzen genommen eine Wortkunst, die uns heute schon beim Lesen weniger Seiten unerträglich wird, der man aber immerhin einen starken Willen zu ausgesprochen kunstmäßiger, die Prosa tief unter sich lassender Gestaltung der Sprache nicht aberkennen kann. Wenn sich auch noch oft genug Ausdrücke einmischen, die uns heute wie flachste Prosa klingen, darf doch die Tatsache nicht übersehen werden, daß uns die Leistungen der Schlesiſer einen großen Schritt vorwärts führen auf dem Wege zu der dichterisch geadelten Sprachgestalt, die uns jetzt, nach Klopſtock und Goethe, von der Vorstellung des poetischen Kunstwerks untrennbar erscheint. Vergleicht man die Werke der zweiten Schlesiſchen Schule mit solchen



aus dem Beginn des Jahrhunderts, so merkt man leicht, daß die Scheidewand zwischen Poesie und Prosa nicht mehr in der metrischen Form allein besteht, sondern daß ein durchgehendes Streben nach gewählteren, gehaltvolleren Ausdrücken im Begriff ist, eine Dichtersprache zu schaffen, die nach abermals zwei Generationen stark genug geworden ist, um die Krücke des Reims vollständig entbehren zu können.

Daß dieser hochgeschraubte Stil schließlich auch auf die gleichzeitige Prosa zurückwirkte, ist selbstverständlich. Wenn Weise in seiner Satire von den drei Erznarren einen Liebesbrief beginnen läßt:

„Schönste Gebieterin,

Glücklich ist der Tag, welcher durch das glutbesammte Carfunkel Rad der hellen Sonnen mich mit tausend süßen Strahlen begossen hat, als ich in dem tieffen Meere meiner Unwürdigkeit die köstliche Perle ihrer Tugend in der Muschel ihrer Bekanndschafft gefunden habe“

so hat er den galanten Brieffstil seiner Zeit zwar vielleicht gesteigert, aber sicher nicht bis zur Unkenntlichkeit übertrieben.

Die Stilart, die durch die zweite Schlesiſche Schule in Deutschland vertreten wird, schließt sich mehr an italienische als an französische Muster an. Auch in Frankreich hatte ja eine Richtung geblüht, deren Vertreter absichtlich „anders reden als das Volk, damit ihre Gedanken nur von denen verstanden werden, die eine über der des gemeinen Haufens stehende Bildung besitzen“. Aber auch hier hatte sich der präziöse Stil rasch überlebt und gesiegt hatte eine Richtung, die, von Molières Satiren eingeleitet und durch Boileau theoretisch festgelegt, vielmehr Klarheit, Präzision, „bon sens“ als stilistische Haupttugenden hinstellte. Auch diese Prinzipien haben nach Deutschland hinüber gewirkt und hier einen wohlthätig ernüchternden, oft allerdings auch verflachenden Einfluß ausgeübt, dem es ohne Zwei-

fel zuzuschreiben ist, daß die schwerfällige, dem Gedankengang nur mit Mühe folgende Prosa der ersten neuzeitlichen Jahrhunderte einer flüssigeren, gefälligeren, klareren Schreibart Platz macht. Der bekannteste Vertreter dieser Opposition gegen die „gestirnte, balsamierte und vergülde Redensart“ der Schlesier ist Christian Weise, der verlangt, „man müsse die Sachen also vor bringen, wie sie naturell und ungezwungen seien, sonst verlören sie alle grace, so künstlich als sie abgefaßt wären“ und sich in striktem Widerspruch zu den Bestrebungen der Schlesier sogar zu Aussprüchen versteigt wie: „welche Construction in Prosa nicht gelitten wird, die sol man auch im Verse davon lassen“.

Durch diese und ähnliche Aussprüche gibt sich Weise unverkennbar als Vorläufer und Wegbereiter der Aufklärungsprosa zu erkennen; auch darin, daß die Sprache für ihn nicht eine spontane Lebensäußerung darstellt, sondern ein Mittel, dessen sich der „Politische“, d. h. gesellschaftlich Gewandte bedient, um im Verkehr mit Vorgesetzten und Gleichgestellten seine Absichten leichter zu erreichen. Mit dieser für die Zeit höchst charakteristischen Auffassung hängt es zusammen, daß ein guter Teil der Phrasen, die noch heute den unentbehrlichen Formelschatz des Verkehrs unter Gebildeten ausmachen, in jene Periode zurückgeht. So ist das Anredewort „Sie“ gerade in den letzten Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts aufgekomen, als geschickt andeutender Ersatz für das formellere aber ungelentige „Euer Gnaden“. Die mit der schon früher verbreiteten Titelsucht verbundene wahllose Verwendung von Anreden, die ursprünglich dem Adel vorbehalten waren, macht weitere Fortschritte, die uns z. B. Bernicke bezeugt:

Daß mancher ikt heißt wohlgeboren,  
Der erst die Schuh', hernach den Bart vor Lohn gepuht,  
Das klingt was hart in meinen Ohren;  
Doch wenn das Wort der Sache nuht  
So geb ich alles nach, und ich bin nicht entrüßt  
Daß man die Fräulein heißt, die keine Jungfer ist.

Auch das Wort „Herr“ hat um diese Zeit ungefähr seine heutige Verbreitung erreicht. Ein zeitgenössischer Briefsteller sagt: „Das Wort Herr gehet durch alle Stände, ausgenommen der Bauern und schlechter Handwerker, welche letztere sich mit dem Wort Meister begnügen . . . Bey Herrenstandes wird das Wort Herr verdoppelt.“

Mit dieser absichtlichen Höherstellung des Angeredeten hängt es zusammen, daß der Sprechende selbst sich nach Möglichkeit in den Hintergrund zu rücken sucht. Die Formel „meine Wenigkeit“ taucht kurz vor der Mitte des 17. Jahrhunderts auf und gewinnt in den folgenden Jahrzehnten immer mehr an Verbreitung.

### § 31. Der sprachliche Einfluß des Pietismus.

Auch von anderer Seite als von Gelehrten des Typus Weise wird weniger hörbar, aber vielleicht um so wirksamer gegen den schwülstigen Prunkstil der Barockzeit Opposition gemacht. Immer weitere Kreise zog damals, gegen Ende des 17. Jahrhunderts, die Weltanschauung des Pietismus, einer religiösen Bewegung, die, in vielem der mittelalterlichen Mystik verwandt, wie diese aus der Abkehr von einer glänzenden, aber allzu äußerlichen weltlichen Kultur hervorgegangen ist. Einen sprachschöpferischen Einfluß großen Stils, wie ihn seinerzeit die Mystik übte, hat der Pietismus schon deshalb nicht besessen, weil er einen großen Teil seiner Terminologie von verwandten älteren Bewegungen fertig übernehmen konnte. Seine Einwirkung auf die stilistische Struktur des Deutschen darf aber gleichwohl nicht zu gering eingeschätzt werden. Wo immer wir Schriften aus dem Kreise der Pietisten aufschlagen, begegnet uns eine anfangs natürliche und unbewußte, später oft gewollte Schlichtheit des Ausdrucks, die in grellestem Gegensatz steht zu dem pompösen Schwulst, der die am meisten bewunderten Schrift-



werke der zeitgenössischen Literatur auszeichnet. Und da die religiösen Erlebnisse des Pietismus und seiner Abarten in allen Schichten der Bevölkerung ein außerordentlich gesteigertes Mitteilungsbedürfnis erzeugten — nicht nur Angehörige der gebildeten Stände, sondern auch Handwerker und Bauersleute finden wir unter den Brief- und Memoirenschreibern der neuen Mystik — so dürfen wir getrost annehmen, daß die Spracherziehung, die von dieser Geistesrichtung ausgeht, eine sehr tiefgehende und nachhaltige war. Indirekt gewann sie einen bedeutenden Einfluß auf die Entwicklung der Sprache durch den Umstand, daß sich die vom Waisenhaus in Halle, einer pietistischen Gründung, herausgegebenen Lehrbücher eines hohen Ansehens erfreuten, so daß ihre sprachlichen Eigentümlichkeiten die besten Aussichten hatten, zunächst für die Schule, dann für die gebildete Sprache überhaupt maßgebend zu werden. Vor allem für die Regelung der deutschen Orthographie war diese Tätigkeit der Hallensischen Lehranstalten von Bedeutung.

Inwieweit auch unser Wortschatz durch den Pietismus bereichert worden ist, bedarf noch genauerer Untersuchung. Daß er aber auch auf diesem Gebiet seinen Einfluß geltend gemacht hat, darf von vornherein angenommen werden. So scheint unsere Phrase *über etwas Aufschluß geben* in diesem Kreise ihre Wurzel zu haben: die pietistischen Memoiren erzählen immer wieder, wie sich die Gläubigen mit dunklen Stellen der Schrift abquälen, bis Gott sie ihnen „aufschließt“, ihnen darüber „Aufschluß gibt“. Auch Wörter wie *Selbstverleugnung*, *selbstgefällig*, *Selbstbetrug* gehören der pietistischen Terminologie an und lassen sich aus ihr anscheinend früher belegen als aus anderen Quellen. Die spezifische Bedeutung und der starke Gefühlston unseres *rühren* scheint gleichfalls auf die Pietisten zurückzugehen, in deren Schriften gerade dieses Wort, ebenso wie sein Synonym *bewegen*, in seiner Anwendung auf seelische Vorgänge über-

aus häufig begegnet. In dieselbe Kategorie gehört *gemüthlich*, das, nach einer Äußerung Klopstocks zu schließen, der Herrenhutischen Redeweise entstammt.

## § 32. Die Aufklärungszeit.

Die ordnende, Systeme schaffende Tätigkeit, welche während der Aufklärungszeit den verschiedensten Wissenschaften zugewendet wurde, kam begreiflicherweise auch den sprachlichen Fortschritten zugute. Der Sammlung des deutschen Wortschatzes wird zunehmende Aufmerksamkeit gewidmet (Stieler, *Der deutschen Sprache Stammbaum und Fortwachs*, 1691, Steinbach, *Deutsches Wörterbuch*, 1725, Vollständiges deutsches Wörterbuch 1734). So wird die umfassende Bearbeitung des deutschen Wortschatzes vorbereitet, die Adelung in seinem „Versuch eines vollständigen grammatisch-kritischen Wörterbuchs der hochdeutschen Mundart“ (1774—81) unternahm. Gottscheds „*Deutsche Sprachkunst*“ versucht die Gesetze des Sprachgebrauchs nicht nur festzustellen, sondern auch vernunftgemäß zu beweisen, und in seinen Rezensionen und polemischen Schriften spielt die sprachliche Kritik eine große Rolle. Der maßgebende Philosoph der Aufklärung, Christian Wolff, hat die deutsche Terminologie der Philosophie und anderer Wissenschaften auf eine neue Grundlage gestellt, indem er zahlreiche Fachwörter, wenn nicht neu erfand, so doch durch klare Definitionen für den wissenschaftlichen Gebrauch tauglicher machte. Der außerordentliche Einfluß Wolffs erklärt es, daß viele dieser Wörter (z. B. *Umfang*, *Aufmerksamkeit*, *Verständnis*, *Bedeutung*) aus seinen Schriften und in dem von ihm festgelegten Sinn in den Wortschatz der Allgemeinheit übergingen.

Im Zusammenhang mit den ethischen Tendenzen der Aufklärung taucht damals zum erstenmal eine Reihe von Worten

auf, denen im Schrifttum der folgenden Zeit noch eine große Rolle beschieden war.

Der früheste bisher bekannte Beleg für *Menschenliebe* z. B. stammt aus dem Jahre 1734; Justus Möser bezeugt uns ausdrücklich, daß das Wort in seiner Jugend noch unbekannt war.

Zur Charakterisierung des schwülstigen Stils der vorhergehenden Periode wird das Wort *Bombast* (aus engl. *bombast* „Auswattierung“) im zweiten Jahrzehnt des Jahrhunderts von Gottsched eingeführt. Bei ihm begegnet auch zuerst *gezierl* in tadelnder Bedeutung; auch hier liegt dem Bedeutungswandel ein bewußter Gegensatz zu den ästhetischen Idealen des Barock zugrunde.

Die allgemeinen stilistischen Tendenzen der Aufklärung bewegen sich natürlich in der von Weise eingeschlagenen Richtung. Das Wichtigste ist, *was* gesagt wird, die sprachliche Form ist erst in zweiter Linie von Bedeutung. „Überhaupt ist dieses die Regel im guten Schreiben: daß man erst die Sache recht verstehen, hernach aber die Gedanken davon so aufsetzen muß, wie sie einem befallen, ohne daran zu denken, ob man es mit einfachen oder zusammengesetzten Perioden verrichtet.“ Durch Mahnungen dieser Art haben Gottsched und seine Anhänger viel dazu beigetragen, jenen klaren, geradlinigen Stil zu schaffen, der in Lessings Prosa gipfelt. Zugleich aber bereiten sie den Boden für die bald einsetzende Opposition, denn ihre einseitige Betrachtung der Sprache als Dienerin der Vernunft macht sie unfähig, den Gefühls-werten des Wortes theoretisch oder praktisch gerecht zu werden. Nicht als ob Gottsched übersehen hätte, daß die Sprache auch zum Ausdruck von Gefühlen da ist. Aber auch diese elementare Funktion wird ganz vom Standpunkt des berechnenden Verstandes aus betrachtet und in Regeln gezwängt wie „Der Haß muß mit einer rauhen und verdrüßlichen Stimme ausgesprochen werden . . . die Traurigkeit



ist sehr matt und schläfrig, das Mitleiden entspringet aus Liebe und aus der Traurigkeit, folglich muß auch der Ton der Stimme sanft und gelinde, doch dabei flüchtig und bebend seyn“.

Diese Unfähigkeit der Aufklärung, auch nur den gewöhnlichsten Gefühlsregungen mitempfindend gerecht zu werden, war auf die Dauer unmöglich in einer Zeit, wo das Seelenleben weiter Kreise durch den gefühlsfeligen Pietismus beherrschte war, und wo Newtons Gedankenflug selbst die Wissenschaft in sehnstüchtige Himmelsfernen lockte. Die Gegenbewegung, die in weniger als zwei Jahrzehnten die diktatorische Stellung des Leipziger Literaturpapstes völlig untergrub, ging von der Schweiz aus, deren mächtige Natur in ihren Bewohnern auch damals ein Gefühl für das Erhabene und Pathetische nicht untergehen ließ. Erst schüchtern, dann immer schärfer und selbstbewußter beginnen Bodmer und Breitinger der Phantasie ihr eigentlichstes Gebiet, das der Dichtkunst und der Dichtersprache zurückzuerobern, und schon 1732 trat ein Landsmann von ihnen mit Gedichten in die Öffentlichkeit, deren Gedankeninhalt und Sprache das Urteil eines Späteren:

„Aus Reimern, deren Schwung die Erde nie verlor,  
Stieg Haller einst mit Adlersflug empor“

als nicht unberechtigt erscheinen läßt.

Einen wichtigen Vorteil hatte Gottsched zunächst vor seinen Gegnern voraus: während er sich einer Mundart bediente, deren Ansehen seit Jahrhunderten in ganz Deutschland feststand und gerade durch ihn aufs neue gehoben worden war, mußten die Schweizer, von Haus aus an ihren heimatlichen Dialekt gewöhnt, mit der Schwierigkeit, sich die deutsche Schriftsprache anzueignen, einen schweren Kampf führen. Wie ernst sie ihn nahmen, zeigen die verschiedenen Bearbeitungen von Bodmers und Breitingers „Discoursen

der Mahlern" ebenso deutlich wie die unermüdliche Sorgfalt, mit der Haller den ursprünglichen Wortlaut seiner Gedichte immer wieder im Sinne der Gemeinsprache ummodelte. Wenn die Schweiz ein Jahrhundert später imstande war, das deutsche Schrifttum um vorbildliche Prosawerke zu bereichern, so sind die sprachlichen Voraussetzungen hierfür ohne Zweifel durch sprachläuternde Bemühungen dieser Art geschaffen worden.

Natürlich haben die Schweizer über diesem Streben, sich der großen deutschen Spracheinheit anzuschließen, die ausdrucksvolle Kraft ihrer Heimatmundart nie vergessen. Vor allem Bodmer betont oft genug die sprachliche Eigenart seiner engeren Heimat. Auch schon vor ihm haben einige charakteristische Schweizer Ausdrücke (z. B. *Heimweh*, *Schutz- und Trutzbündnis*) in Deutschland Verbreitung gefunden.

### § 33. Klopstock.

Die Entscheidung im Kampf der Leipziger und Schweizer kam wuchtig und unerwartet, als im Jahre 1748 die ersten Gesänge von Klopstocks „Messias“ erschienen, ein Werk, das die Theorien der Schweizer zugleich verwirklichte und steigerte, das dort schuf, wo sie geraten, dort mitriß, wo sie zu überzeugen versucht hatten. Eine Einzelheit, die das Verhältnis Klopstocks zu seinen Vorgängern charakteristisch beleuchtet, ist die Entstehung des Wortes *hingegossen*. Breitinger hatte erwogen, ob Metaphern von der Art des lat. *membra fusa toro* auch im Deutschen möglich seien. Klopstock wagt dann die Verse:

„Seine Schwester Maria, die fromme Hörerin Jesus,  
Die, in ihrer Unschuld und Ruh vor ihn hingegossen,  
Da den ewigern Teil zu seinen Füßen erwählte.“

(Mess. IV., 662.)

Wir wissen, daß Klopstock ursprünglich die Absicht gehabt hatte, die Ausarbeitung seines Epos bis zum vollendeten dreißigsten Jahr aufzuschieben, daß ihm aber die wachsende Arbeitsungeduld das Warten schließlich unmöglich machte — ein Zug, der deutlich zeigt, daß hier der künstlerische Schaffenstrieb erst nach hartem Kampf mit inneren Hemmnissen zum Durchbruch kam. So trägt denn auch die Sprache des Werks den Stempel einer lange zurückgestauten Leidenschaftlichkeit, die bei aller Weichheit und Sanftmut stark genug ist, um alle Rücksichten auf die Konventionalität und Regelfarre der herrschenden Literaturrichtung hinwegzufegen. Durch seine Sprache noch mehr als durch seinen Inhalt erweist sich der „Messias“ als ein dichterischer Aufschwung, der zum erstenmal das erreichte, was die Zeitgenossen bisher nur ahnend und wünschend gesucht hatten. Er hat denn auch auf die deutsche Dichtersprache und durch sie auf die Gemeinsprache eine tiefgreifende Wirkung ausgeübt. Ob Wörter, wie *seelenvoll, entzückungsvoll, aufflammend, aufwallen* (in übertragener Bedeutung), *entgegenjauchzen, sanftleuchtend, tränend, verloren* (in einen Anblick), *zahllos, vereinsamen*, die zum erstenmal bei Klopstock belegt sind, wirklich samt und sonders von ihm neu gebildet sind, muß noch eine genauere Untersuchung erweisen. Sicher ist, daß sie durch seinen Einfluß zum Gemeingut der Dichtung geworden sind, und daß dieser Einfluß auf lange hinaus die Richtung bestimmt hat, in der sich die wortschöpferische Tätigkeit der deutschen Poesie bewegte.

Nicht streng von Klopstocks Einfluß zu scheiden ist die wachsende Einwirkung der englischen Dichtersprache, denn ihr Medium sind zunächst die durch Klopstock und die Schweizer vermittelten Dichtungen Miltons. Aus ihr stammt z. B. der Gebrauch von *Myriade, ätherisch, Schöpfung* (im Sinne von „Gesamtheit des Geschaffenen“), die Gruß- und Glückwunschkformel *Heil dir*. Aus anderen englischen Quellen



sind später hinzugekommen Wörter wie *Tatsache* (matter of fact), *Steckenpferd* (= Liebhaberei, hobby horse), *Skribler*, *Elfe*, *Humor* (in dem jetzt gebräuchlichen Sinn), *Bowle*, *boxen* und vieles andere.

Richtungbestimmend wird Klopstocks Sprache schließlich auch durch die Gegenwirkungen, die sie erzeugt, einerseits in der die besten Tendenzen der Aufklärung fortsetzenden, das Bild eines Geistes von vollendeter Schärfe und Klarheit ungetrübt wiederpiegelnden Sprache Lessings, anderseits im späteren Stil Wielands, der dem schweren und auf die Dauer eintönigen Pathos Klopstocks ein Deutsch von bis dahin ungekannter Leichtigkeit und Frische entgegenstellt, das allerdings selbst in dieser international gerichteten Zeit durch seine französisierenden Neigungen Anstoß erregte.

Die Freude des Jahrhunderts an der wiedergewonnenen Ausdrucksfähigkeit der Sprache läßt sich erkennen an dem wachsenden, durch Klopstock selbst kräftig geförderten Interesse für die Sprachwissenschaft, nicht minder aber an der hohen Auffassung vom Wesen und von der Aufgabe der Sprache, die von Klopstock zu Herder und von ihm zu den Romantikern immer begeisterteren Ausdruck findet, um schließlich zu gipfeln in der Anschauung vom göttlichen Ursprung und Wesen der Sprache, wie sie uns z. B. in Friedrich Schlegels Philosophie der Sprache und des Wortes entgegentritt.

### § 34. Sturm und Drang.

Zwischen den ersten Gesängen des „Messias“ und den Jugendwerken Goethes liegen Ereignisse, die die politische und geistige Struktur Deutschlands von Grund auf änderten. Aus dem Siebenjährigen Krieg ging das deutsche Volk mit gehobenem Nationalbewußtsein hervor, stolz auf den Besitz eines Helden, dessen Taten sich den größten der Vergangen=

heit würdig anreihen und der nun daran ging, seine Staaten durch ordnende und schöpferische Friedensarbeit für die Leiden des Krieges zu entschädigen. So entsteht ein neues Bürgertum, fleißig, aufwärtsstrebend, geistig regsam, der genaue Gegensatz zu dem innerlich gebrochenen, vor jedem Adelstitel in schuldiger Devotion ersterbenden Mittelstand, wie ihn der Dreißigjährige Krieg hinterlassen hatte. Aus ihm erwächst jenes breite dankbare und verständnisvolle Publikum, das später dem Wirken der Klassiker und Romantiker die nötige Resonanz gibt.

In der Generation aber, die während des Krieges ihre entscheidenden Entwicklungsjahre erlebte, zittern seine Stürme leidenschaftlich nach. Sie befindet sich in offenem Aufruhr gegen jede Autorität des Staats und der Familie. Aus wilder Gährung ringen sich die Heranwachsenden zu reiferem Menschentum empor, wenn sie sich nicht, wie Lenz und so viele andere, am eigenen Feuer früh verzehren.

Kein Wunder, daß sich diese Generation auch ihre eigene Sprache geschaffen hat. Die kraftvolle, aber immer durch den ordnenden Verstand beherrschte Prosa Lessings konnte ihr ebensowenig genügen wie die hochfliegende, aber im innersten Kern weiche und maßvolle Sprache Klopstocks.

Die leidenschaftliche Auflehnung, die die Grundstimmung der Sturm- und Drangliteratur ist, spiegelt sich in einer Ablehnung jedes grammatischen Zwangs wieder. Wie das souveräne Gefühl dem Sprechenden oder Schreibenden die Worte eingibt, so stößt er sie hervor, unbekümmert um jede Regel, oft selbst um die Rücksicht auf die primitivsten Forderungen der Verständlichkeit. Ausrufe, Beteuerungen, Flüche werden maßlos gehäuft. Drängt sich, während man einen Gedanken ausspricht, ein zweiter vor, so läßt man den ersten unvollendet oder nimmt ihn erst später wieder auf. „Wenn ich ihrer spotte, Herr — hier haben Sie meinen Hirschfänger — so schinden Sie mich lebendig.“ Die weniger ge-

haltreichen Elemente der Sprache, die Artikel und sonstigen Formwörter, schmelzen auf ein Minimum zusammen. Statt „dem Turm“ heißt es „'m Turm“, statt „auf den“ „aufn“, statt „zerschmettern“ „schmettern“. Am deutlichsten aber tritt die gefühlssteigernde Tendenz in den unzähligen Kraftworten hervor, in denen der Sturm und Drang schwelgt. Man schreit nicht, sondern man wettert, donnert, heult, brüllt. Ein Reiter wird nicht auf Rundschaft ausgeschiedt, sondern ausgejagt. Man zerschlägt nicht, man zerschmeißt.

Die Begeisterung der Stürmer und Dränger für die große Vergangenheit Deutschlands macht es selbstverständlich, daß sie die schon von älteren Generationen begonnene Wiederaufnahme verschollener altdeutscher Wörter fördern und so eine Tendenz lebenskräftig erhalten, die damals und später in den Tagen der Romantik manch ein gutes altes Wort frisch belebt hat. *Minne, Verließ, Fehme, Fehde, Hort, Gau, Märe, Recke, anheben, Aar, küren* und vieles andere werden so aufs neue dem deutschen Wortschatz einverleibt und erweisen sich trotz vielfachen Einspruchs von seiten gelehrter Autoritäten, unter anderen Adelungs, als lebenskräftig. Hand in Hand damit geht das Bestreben, die Schriftsprache durch Aufnahme treffender Dialektwörter zu bereichern. Es liegt ganz in der Entwicklung der Zeit, wenn Justus Möser den mangelnden Zusammenhang der deutschen Büchersprache mit den gesprochenen Mundarten rügt und ihr die Lebendigkeit und Beweglichkeit der letzteren als Muster vorhält.

Im übrigen wird uns durch zahlreiche Zeugnisse bewiesen, daß auch die Gebildeten damals noch viel größere Schwierigkeiten zu überwinden hatten als heute, um von dialektischen Eigentümlichkeiten ihrer Heimate einigermaßen frei zu werden. Das geht indirekt z. B. aus der Äußerung Lauffhards hervor: „In der Pfalz braucht man nur eine reine Aussprache zu haben . . . um des Beifalls beim Predigen sicher zu sein.“



Direkt wird es uns bezeugt durch Goethes Erinnerungen an seine Leipziger Studentenzeit und durch Schillers Erlebnisse in Mannheim, wo ihn seine schwäbische Aussprache beinahe um den Erfolg des Fiesko gebracht hätte.

Ähnliche Erfahrungen blieben wohl niemandem erspart, der über sein engeres Heimatsgebiet hinauskam. Es ist also begreiflich, daß trotz aller Hinweise auf die urwüchsige Eigenart der Dialekte während des ganzen 18. Jahrhunderts die Arbeit an der Vereinheitlichung der deutschen Sprache nicht ruht. Neben den Grammatikern spielen jetzt die massenhaft entstehenden Zeitschriften eine große Rolle, in deren Rezensionen die Sprachkritik einen auffallend breiten Raum einnimmt.

### § 35. Goethe und Schiller.

Jahrhunderte waren an der Arbeit gewesen, um die deutsche Sprache aus der Verworrenheit der mittelalterlichen Dialekte auf jene Stufe zu heben, die sie um die Mitte des 18. Jahrhunderts erreicht hatte. Noch aber stand sie hinter den romanischen Nachbarsprachen in einem zurück: während Italiener und Franzosen auf eine Nationalliteratur hinweisen durften, die neben ihrem hohen dichterischen Wert auch sprachlich veredelnd und anfeuernd auf alle späteren Generationen wirken konnte, gab es in deutscher Sprache noch kein Werk, das unbestrittenen Anspruch darauf gehabt hätte, von der Mitwelt und Folgezeit als vorbildliches Sprachmuster anerkannt zu werden. Die einzige Dichtung großen Stils, die Deutschland besaß, Klopstocks „Messias“ war bei aller Schönheit und Würde doch viel zu unnatürlich und verstiegen, als daß ihre sprachliche Wirkung auf die Dauer hätte lebendig bleiben können.

Erst durch die Werke aus Goethes und Schillers Reisezeit hat die deutsche Sprache ihre letzte Weihe erhalten. Beide

Dichter wurzeln in der Sturm- und Drangzeit und verdanken dem Stil dieser Periode eine außerordentliche Ausdrucksfähigkeit, die Kühnheit, mit der sie sich an die sprachliche Darstellung des Ungemeinen und Erhabenen heranwagen, zugleich auch die Wärme des Gefühls, die sich in keiner Zeile auch ihrer reifsten und abgeklärtesten Werke verleugnet. Dem ungeordneten Überschwang der Geniezeit aber steht hier als oberstes Gesetz das Streben nach edlem Gleichmaß gegenüber. Werke der bildenden Kunst Griechenlands sind es, die in letzter Linie, wie die Kunstauffassung der Klassiker überhaupt, so auch ihr Sprachideal bestimmen. Die Worterfindung ist reich und glücklich, aber nirgends steht ein neu geprägter Ausdruck um seiner selbst willen, um als selbstständiges Prunkstück die Bewunderung des Lesers auf sich zu ziehen; überall gilt vielmehr das architektonische Gesetz der Einordnung des Theils in das Ganze. So fügt sich das Wort harmonisch in den Satz, der Satz in die Rede, die Rede in den Dialog. Dazu der volle und mitreißende Klang, der den Versen Schillers und Goethes niemals untreu wird, mögen sie nun die Andacht der Erzengel oder die Abenteuerlust der Wallensteiner schildern.

Dieser Wohlklang ist es, der vielleicht in erster Linie die tiefe sprachliche Nachwirkung der klassischen Dichtungen erklärt. Lange bevor der heranwachsende Deutsche imstande ist, dem Gedankenflug der Schillerschen und Goetheschen Verse zu folgen, ist sein Sprachbewußtsein durchsetzt von zahllosen Stellen aus den Werken der Klassiker, deren Klang sich dem kindlichen Ohr einprägt, um für alle spätere Zeit läuternd und festigend auf das innere Gehör zu wirken. So heftig sich auch spätere Strömungen gegen die literarischen Ideale der Klassiker aufgelehnt haben, an der Tatsache, daß bisher noch jede werdende Generation ihr sprachliches Urtheil bewußt oder unbewußt auf die an Goethe und Schiller herangebildete Vorstellung einer Idealsprache gründet, haben sie nichts zu ändern vermocht.

Im engsten Zusammenhang mit der Entstehung des klassischen Dramas steht der Aufschwung der deutschen Bühne und daher indirekt auch die später zu großer Bedeutung gelangte Auffassung, daß das reinste und korrekteste Deutsch dasjenige sei, das am besten mit den Aussprachegewohnheiten des Theaters übereinstimmt.

### § 36. Der sprachliche Einfluß der französischen Revolution und der napoleonischen Kriege.

„Ich möchte wohl das Verhältnis der Zahlen wissen,“ schreibt Lichtenberg, „die ausdrückten, wie oft das Wort „Revolution“ in den acht Jahren von 1781—89 und den acht Jahren von 1789—97 in Europa ausgesprochen und gedruckt worden ist. Schwerlich würde das Verhältnis geringer sein als 1 zu 1 000 000.“

Ein Ereignis, das so sehr im Mittelpunkt des allgemeinen Interesses stand, mußte notwendig auch seine sprachlichen Wirkungen üben. In Deutschland äußern sich diese in der Übernahme oder dem plötzlichen Umsichgreifen zahlreicher Wörter, die in Frankreich zu den Lösungsworten der politischen Kämpfe gehörten, wie *Anarchist*, *agitieren*, *Organisation*, *Koalition*, *Monarchie*. Daneben erscheinen zahlreiche deutsche Ausdrücke, die nach dem Muster französischer Revolutionsschlagworte gebildet sind, wie zum Beispiel *Brüderlichkeit* (*fraternité*), *Staatsbürger* (*citoyen*), *öffentliche Meinung* (*opinion publique*), *auf der Höhe sein* (*être à la hauteur de la révolution*), *Tagesordnung* (*ordre du jour*).

Zahlreiche Zeugnisse aus Literatur und Geschichte beweisen uns die Tatsache, daß weite Kreise in Deutschland, und darunter nicht die schlechtesten Köpfe, den Ausbruch der französischen Volkserhebung als den Beginn einer neuen, besseren Zeit begrüßten. Der Umstand, daß Deutschland bald nachher mit der französischen Republik in Krieg geriet,



hat an diesem Verhalten der öffentlichen Meinung zunächst weniger geändert als die Nachrichten von der Schreckensherrschaft, die die neuen Machthaber in Paris ausübten. Das Auftreten der Revolutionsheere auf deutschem Boden, das nicht immer einwandfreie Benehmen der französischen Emigranten und vor allem die Unterjochung Deutschlands durch Napoleon haben dann schließlich in wenigen Jahren zu einem völligen Umschlagen der Stimmung gegen Frankreich geführt. Seit 1806 ist der Franzosenhaß in Deutschland ebenso allgemein, als es je in früheren Zeiten die Bewunderung für den westlichen Nachbar war.

Wie sich die revolutionsfreundliche Gesinnung in der Aufnahme und Nachbildung zahlreicher Ausdrücke aus der politischen Terminologie des neuen Frankreich geäußert hatte, so findet die veränderte Stimmung ihren Ausdruck in einem kräftigen Aufleben der Sprachreinigungsbewegung, als deren Hauptvertreter J. H. Campe zu nennen ist, der 1807 ein „Wörterbuch der deutschen Sprache“, 1801 und 1813 ein „Wörterbuch zur Erklärung und Verdeutschung der unserer Sprache aufgedrungenen fremden Ausdrücke“ herausgab. Durch die allgemeine Richtung der Zeit unterstützt, haben diese und andere Arbeiten Campes und seiner Helfer einen beträchtlichen Einfluß auf die Gestaltung des deutschen Wortschatzes ausgeübt. Für zahlreiche Begriffe, die man sonst durch Fremdwörter auszudrücken pflegte, sind unter seinem Einfluß deutsche Wörter eingeführt worden, die heute neben den entsprechenden fremden oder statt derselben allgemein gebräuchlich sind. Zu den von Campe befürworteten und größtenteils wohl auch geschaffenen Verdeutschungen gehören z. B. *Eßlust* (Appetit), *Zerrbild* (Karikatur), *Kreislauf*, *Umlauf* (Cirkulation), *Farbengebung* (Kolorit), *Freistaat* (Republik), *Angelpunkt* (Pol), *Bittsteller* (Supplikant), *Heerschau* (Revue), *Stelldichein* (Rendezvous). Andere Wörter, wie etwa *Bannware* für *Contrebande*, sind gleich-

falls von Campe vorgeschlagen worden, aber erst durch spätere Vorstöße im Kampfe gegen die Fremdwörter zu allgemeinerer Verbreitung gelangt.

Es ist selbstverständlich, daß eine so tiefgreifende Bewegung, wie es das Erwachen des nationalen Gefühls zur Franzosenzeit war, ihre sprachliche Spiegelung nicht ausschließlich auf dem Gebiet der Fremdwörterfrage fand. Daß die Wiederbelebung von Wörtern auf älteren Entwicklungsstufen des Deutschen, von der wir schon oben § 34 gesprochen haben, neue Fortschritte machte, ist leicht begreiflich. Aber auch sonst verdanken wir dieser Zeit einige bezeichnende Neuerungen. So hat der Ausdruck *Erbfeind*, der zuerst eine Bezeichnung des Teufels, dann eine des Türken war, damals die bis auf den heutigen Tag geltende Anwendung auf die Franzosen gefunden. Die Schaffung und Verbreitung des Wortes *Landsturm* hängt aufs engste mit den Befreiungskriegen zusammen, ebenso das Aufkommen von *Zopf* (in der Bedeutung „verknöcherte Pedanterie“) und *Gamaschendienst*, beides Ausdrücke zur Charakterisierung von Übelständen in Beamtenchaft und Heer, denen man die Katastrophe von 1806 zuschrieb.

### § 37.

#### **Sprachliche Einflüsse der Romantik. Begründung der Wissenschaft von der deutschen Sprache.**

Nicht das klar und ebenmäßig Durchgebildete, vielmehr das geheimnisvoll Schwankende, nicht das für die Ewigkeit Festgefügte, sondern das Werden und Vergehende ist es, was den Romantikern als das wahrhaft Dichterische erscheint. Der tiefgreifende Gegensatz zwischen dieser Anschauung und den Idealen der Klassiker mußte sich notwendigerweise auch in der Sprache ausdrücken. Typisch für den klassischen Stil ist die gerundete Periode, die innerhalb

eines wohl disponierten Satzgefüges ein künstlerisch und gedanklich geschlossenes Ganzes zu geben strebt. Im Gegensatz hierzu bevorzugt die romantische Schreibart die Häufung kurzer Sätze, auf die sich der Inhalt des Dargestellten so verteilt, daß der Schlüsselpunkt keinen wirklichen Ruhepunkt bedeutet, sondern eine künstliche Unterbrechung, eine dem Leser aufgenötigte, die Spannung nicht lösende, sondern steigende Pause. Ebenso bezeichnend ist es, wenn die Romantiker der Sprache die Fähigkeit zumuten, durch die unbestimmten Werte des musikalischen Wohlklangs das zu ersetzen, was etwa dem Kunstwerk an klarem Gedankeninhalt abgeht. Wo die Romantik über die Sprache reflektiert, gelangt sie notwendig dahin, gegenüber der Sprachrichtigkeit für die Sprachfülle, gegenüber dem vom Sprachgebrauch eindeutig festgelegten für unbestimmtere Faktoren, für die Anomalie, die Doppelform, die sprachliche Neuschöpfung Partei zu ergreifen. „Weißt du nicht, daß Leben und Tod einander immer das Gleichgewicht halten, und daß, wo die Grammatik lebt, die Poesie tot sein muß?“ Dieser Ausspruch A. W. Schlegels steht bezeichnenderweise schon im ersten Stück der romantischen Programmzeitschrift, des „Athenäums“.

Welche Bereicherungen der deutsche Wortschatz der Romantik verdankt, ist im Zusammenhang noch nicht untersucht worden. Von einzelnen uns heute ganz geläufigen Wörtern, wie von Tiecks Neubildung *Waldeinsamkeit* ist bekannt, daß sie durch die Romantiker zum Teil gegen anfänglichen Widerstand durchgesetzt wurden. Eine größere Anzahl anderer Wörter, wie *Wald(es)nacht*, *Wald(es)dunkel*, *Wald(es)grün*, *feenhaft*, *geisterhaft*, *gespensterhaft*, *gespenstig*, *riesig*, werden von den Wörterbüchern nicht vor dem Einsetzen der romantischen Bewegung belegt. Zieht man Inhalt und Stimmungswert dieser Wörter in Betracht, so wird man geneigt sein, hierin mehr als einen Zufall zu erblicken.



Die gleichen Kräfte, die wir zu Beginn des 19. Jahrhunderts an der Entwicklung der Sprache arbeiten sehen: die unter dem fremden Druck neuerwachende Liebe zum eigenen Volk und seiner Vergangenheit, den Sinn für die Poesie des werdenden oder noch nicht bis zur Vollendung klaren, die Ablehnung alles Schulmeisterlichen, finden wir auch am Werke bei einer der größten wissenschaftlichen Taten des romantischen Zeitalters: der Begründung der Wissenschaft von der deutschen Sprache. Die Brüder Jakob und Wilhelm Grimm, denen wir diese Tat verdanken, sind echte Kinder ihres Zeitalters. Bemerkenswerterweise war es nicht die Sprache als solche, sondern die altdutsche Dichtung, die sie zunächst anzog. Die erste Periode ihrer literarischen Tätigkeit ist ganz ausgefüllt durch Bemühungen um die Hebung alter Literaturschätze und um die Erhaltung von Volksüberlieferungen, die sie als Überreste einer verschwundenen Poesie ehrten. Erst ein scharfer Zusammenstoß mit der kritischen Seite des romantischen Geistes, die ihnen in einer Rezension A. W. Schlegels 1815 sehr unfreundlich entgegentrat, veranlaßte sie zu eingehender und methodischer Betrachtung der Sprache. Als sie aber den Schritt von der Literaturforschung zur Sprachwissenschaft taten, war der Standpunkt, den sie der Sprache gegenüber einnahmen, der einzige, der sich mit der romantischen Auffassung des Sprachlebens vertrug. Sie wollten nicht, wie frühere Grammatiker, der Sprache Regeln geben, sondern sie so darstellen, wie sie durch natürliches Wachstum geworden ist und noch fortwährend neu wird. Diese Auffassung beherrscht noch heute die gesamte Forschungsarbeit, nicht nur der Germanistik, sondern der Sprachwissenschaft überhaupt. Daß die „Deutsche Grammatik“ Jakob Grimms und das von beiden Brüdern gemeinsam mit großartigem Wurf begonnene „Deutsche Wörterbuch“ noch immer zu den unentbehrlichsten Hilfsmitteln des Germanisten gehören, zeigt am besten, wie

tief die Wissenschaft von der deutschen Sprache noch heute ihren Begründern und durch sie mittelbar der Romantik verpflichtet ist.

### § 38. Die Entwicklung der deutschen Sprache während des letzten Jahrhunderts.

Je mehr wir uns unserer eigenen Zeit nähern, um so schwerer wird es, aus der bunten Mannigfaltigkeit auftauchender und allmählich fest werdender sprachlicher Neuerungen gerade das Wichtigste und Bezeichnendste herauszuheben. Man wird nicht fehlgehen, wenn man als die wirksamste Macht in der Entwicklung unseres modernen Deutsch den zunehmenden Einfluß der Schule bezeichnet. Die allgemeine Schulpflicht hat es mit sich gebracht, daß jeder heranwachsende Deutsche genötigt wird, die aus seinem Elternhause mitgebrachte Mundart dem in der Schule gelehrten Gemeindeutsch anzupassen. Kein Wunder, wenn ein so kräftiger, schon im frühen Kindesalter ausgeübter Einfluß die Existenz der Mundarten überall in den Städten, zum Teil aber auch schon auf dem flachen Lande, aufs ernsthafteste bedroht. Wenn in jüngster Zeit die Liebe zur engeren Heimat und ihrer Sprache an vielen Orten dazu geführt hat, daß die Schule auch den bodenständigen Mundarten Beachtung schenkt, so wird dies sicher dazu beitragen, den Verfall der Dialekte aufzuhalten. Ob er aber dadurch endgültig verhütet werden kann, ist mehr als fraglich, denn die Auffassung, daß einwandfreie Beherrschung der Schriftsprache das sicherste Kennzeichen eines gebildeten Menschen darstellt, ist zu allgemein verbreitet, als daß sich der einzelne aus Anhänglichkeit an seinen Heimatdialekt darüber hinwegsetzen könnte.

Parallel mit dem Einfluß der Schule geht zum großen Teil derjenige der Zeitungen. Ihre oft leichtfertige Behandlung

der Sprache ist zwar viel getadelt und verspottet worden, aber es ist nicht zu verkennen, daß sie sowohl durch ihre ungeheure Verbreitung, wie durch die engen Beziehungen, die zwischen Blättern der verschiedensten Gegenden bestehen, die Entwicklung fortsetzen, die uns von der Vielheit der mittelalterlichen Schriftdialekte zu einer das ganze deutsche Sprachgebiet verbindenden Gemeinsprache führt.

Als dritter Faktor kommt hier noch die Bühne in Betracht. Für den Schauspielerstand war der Besitz einer klaren, gepflegten, nicht durch Grobdialektisches entstellten Aussprache schon längst unentbehrliche Vorbedingung des Erfolgs. So bildeten sich bei ihm zuerst feste Ausspracheregeln heraus, die infolge der gerade für diesen Stand charakteristischen Beweglichkeit rasch für das ganze deutsche Sprachgebiet Gültigkeit erlangen konnten. Im Jahre 1898 wurden dann diese Regeln durch eine Kommission von Bühnenleitern und Germanisten endgültig festgelegt, und seither haben sie vor allem durch Vermittlung der Schule den größten Einfluß im Sinne einer Vereinheitlichung der deutschen Aussprache ausgeübt.

Müssen wir auf der einen Seite feststellen, daß diesem Siegeszug der einheitlichen Schriftsprache viel Gutes und Bodenständiges zum Opfer gefallen ist, so dürfen wir doch anderseits die außerordentliche Bereicherung nicht übersehen, die die deutsche Sprache gerade während des letzten Jahrhunderts dadurch empfangen hat, daß jede neue Er rungenschaft des vielgestaltigen modernen Lebens sich in ihr widerspiegelt. Versuchen wir das Schrifttum der Gegenwart zu überblicken, so ergibt sich uns ein Bild von so außerordentlicher Mannigfaltigkeit und Bewegtheit, daß wir ohne Vorbehalt in die Worte Ernst Moritz Arndts einstimmen dürfen:

„Die deutsche Sprache ist nach allgemeinem Einverständnis eine der wichtigsten der Welt, tief und schwer an Sinn und



Geist, in ihren Gestalten und Bildungen unendlich frei und beweglich, in ihren Färbungen und Beleuchtungen der inneren und äußeren Welt unendlich vielseitig und mannigfaltig. Sie hat Ton, Akzent, Musik. Sie hat einen Reichtum, den man wirklich unerschöpflich nennen kann und den ein Deutscher mit dem angestrengtesten Studium eines langen Lebens nimmer zu umfassen vermag."

## Literaturverzeichnis.

- Behaghel, Otto, Geschichte der deutschen Sprache. 4. Aufl. 1916.  
 Hirt, Herman, Geschichte der deutschen Sprache. 1919.  
 — Etymologie der neuhochdeutschen Sprache. 2. Aufl. 1921.  
 Kluge, Friedr., Deutsche Sprachgeschichte. 2. Aufl. 1925.  
 — Von Luther bis Lessing. 5. Aufl. 1918.  
 Löwe, Richard, Germanische Sprachwissenschaft. 3. Aufl. Neudruck 1922, 1924.  
 (Sammlung Götschen Nr. 238, 780.)  
 Much, Rudolf, Deutsche Stammeskunde. 3. Aufl. 1920. (Sammlung Götschen Nr. 126.)  
 Paul, Hermann, Deutsche Grammatik. 1916ff.  
 Schirmer, Alfr., Deutsche Wortkunde. 1926. (Sammlung Götschen Nr. 929.)  
 Seiler, Friedr., Die Entwicklung der deutschen Kultur im Spiegel des deutschen Lehnwortes. 3. Aufl. 1913ff.  
 Wilmanns, W., Deutsche Grammatik. 2. Aufl. 1911ff.  
 Die überaus umfangreiche Spezialliteratur zu den erörterten Fragen kann hier nicht angeführt werden. Doch sei auf die bedeutungsvollen Arbeiten von Konrad Burdach besonders hingewiesen. Von diesen ist für einen weiteren Leserkreis bestimmt: Reformation, Renaissance, Humanismus. 1918.

## Register.

- Ablaut 8.  
 Abschwächung unbetonter  
     Silben 19, 60.  
 Adermann aus Böhmen 80.  
 Adelnung 114, 121.  
 Adjekt 13, 15f., 17f.  
 Admodowesen 101.  
 Albanisch 7, 10.  
 Albrecht II. 81.  
 Albrecht v. Mainz 82.  
 Alemantisch 35, 38.  
 Alexanderlied 61.  
 Alliteration 18, 51, 53f.  
 Alpenvölker 33f.  
 Althochdeutsch 34f., 46ff.  
 Amadisroman 99.  
 Amtsstil 81.  
 Anfangsbetonung 16, 53f.  
 Angelsächsisch 25, 42, 52.  
 Anglosriesisch 25f.  
 Anredewörter 111f.  
 Armenisch 7, 10.  
 Arndt 134.  
 Artes dictandi 80.  
 Artikel 40.  
 Attila 36.  
 Aufklärung 111, 114ff.  
 Aussprache 121.  
 Avaren 33.  
 Aventinus 98.  
 Baltisch 7, 10, 12.  
 Barockstil 109ff., 115.  
 Bayerisch 35, 38, 58, 78.  
 Befreiungskriege 126.  
 Benrath 36.  
 Bergmannssprache 87.  
 Berlin 84.  
 Berthold v. Regensburg 65,  
     71.  
 Bibel 47, 94ff.  
 Bodmer 116.  
 Böhmen 78ff., 82, 89.  
 Boileau 110.  
 Bornholm 24.  
 Brand, Seh. 86.  
 Breitingen 116f.  
 Briefstil 75, 80, 110ff.  
 Brunn Lucas 92.  
 Buchdruck 90ff., 95f.  
 Buchhandel 91.  
 Bühnensprache 124, 130.  
 Bürgertum 71f., 120.  
 Burgunder 24.  
 Cäsar 26.  
 Campe 125.  
 Centum Sprachen 10.  
 Chilperich I. 38.  
 Chlodwig 38.  
 Christentum 40ff.  
 Claudius 95.  
 Dante 77.  
 Deutsch 25, 43, 51ff.  
 Deutschgesinnte Genossen-  
     schaft 105.  
 Dialekte s. Mundarten.  
 Dichtersprache 50, 64, 109f.,  
     118, 123.  
 Dichtungen, älteste deutsche  
     47.  
 Diphthongierung 78, 82.  
 Dortmund 83.  
 Dreißigjähriger Krieg 102ff.  
 Dual 8.  
 Eckhard IV. 56.  
 Eckhard, Meister 75.  
 Eise v. Neppgow 70.  
 Einhard 46.  
 Elbe 33, 58.  
 Elbschwanenorden 105.  
 Elucidarius 69.  
 Endreim 53.  
 Englisch 30, 118f.  
 Familie 9.  
 Farbensnamen 28.  
 Feldbau 9, 29f.  
 Finnisch 15, 23, 28, 32.  
 Fischart 98f.  
 Flexionssystem 5, 8, 21.  
 Fläche 86.  
 Formulare 80.  
 Formwörter 8.  
 Frama 27.  
 Frankfurter, der 76.  
 Frankenreich 38, 51ff.  
 Frankfurt 77.  
 Fränkisch 35, 38f., 49.  
 Französisch 60, 99ff., 107ff.,  
     122, 125.  
 Fremdwörter 63, 101ff.,  
     109ff.  
 Friedrich II. 109, 119f.  
 Friedrich III. 81.  
 Friedrich d. Sanftmütige  
     81.  
 Friedrich d. Weise 82.  
 Friesisch 25, 38.  
 Fruchtbringende Gesell-  
     schaft 104ff., 107.  
 Gauner Sprache 87.

- Geblünte Rede 72.  
 Gemeinprache 49f., 63f., 72, 82f., 90f., 129f.  
 Germanisch 7, 10, 22 u. ö.  
 Geschichtschreibung 70.  
 Geschlecht, grammatisches 8.  
 Geprache, ahd. 58, 71.  
 Gliederung der german. Sprachen 32ff.  
 Glossen 39, 57.  
 Goethe 119ff.  
 Gotisch 23, 32, 36f., 41, 53.  
 Gottfried v. Straßburg 67, 71.  
 Gotisched 114ff.  
 Grammatik 46, 92, 95, 105f., 122.  
 Griechisch 7, 10, 123.  
 Grimm 128f.  
 Grimmshausen 104.  
 Grobianus 86.  
 Gryphius 104.  
 Gueinz 105.  
 Habsburger 81.  
 Halle 84, 113.  
 Haller 116.  
 Handel 29, 84, 93.  
 Harsdörfer 91, 109.  
 Hartmann v. Aue 65, 71.  
 Hausbau 31, 45.  
 Hausrat 31.  
 Haustiere 9.  
 Heinrich v. Veldeke 62ff., 71.  
 Heinrich v. Braunschweig 69.  
 Helianth 48.  
 Herder 119.  
 Herrenhuter 114.  
 Hochalemannisch 26.  
 Hochdeutsch 33, 48, 65, 83.  
 Hoch, Theobald 100.  
 Höfische Epos 61ff., 68.  
 Höfische, karolingische 48f.  
 Hohenstaufen 71, 76.  
 Hojer v. Mansfeld 70.  
 Holland 64.  
 Honorius v. Autun 60.  
 Hugonotten 99.  
 Humanisten 78, 80, 85, 88, 94.  
 Hunnen 33.  
 Hussiten 81f., 89f.  
 Hutten, Ulr. v. 97.  
 Imperativ 6, 19.  
 Indisch 7, 10.  
 Indogermanisch 5ff., 7ff.  
 Interlinearversionen 47, 54.  
 Irantisch 7, 10.  
 Irland 42.  
 Island 38.  
 Italien 33, 79, 100, 122.  
 Italistisch 7, 10f., 15f.  
 Jägersprache 87.  
 Johann v. Neumarkt 79.  
 Kanzeleisprache 76ff., 81f., 93ff.  
 Karl d. Große 46ff., 51.  
 Karl IV. 77ff.  
 Karl V. 99.  
 Karolinger 46, 48ff.  
 Kasusystem 8.  
 Kaufmannssprache 87.  
 Kelten 7, 10ff., 15, 33f.  
 Kirchhof 100.  
 Klassiker 120ff.  
 Klopstock 114, 117ff.  
 Klöster 44, 47.  
 Köln 18, 35, 84, 100.  
 Kolonisation 58, 93.  
 Komposita 6.  
 Konjugation 8, 21.  
 Konrad v. Würzburg 67, 72.  
 Konsonantensystem 7, 13.  
 Konsonantenverdopplung 23.  
 Köthen 106.  
 Kriegswesen 21, 29, 88.  
 Kuchmeister 70.  
 Kunst 123.  
 Kurialstil 80.  
 Lanfrancus 60.  
 Langobarden 34.  
 Lanzelotroman 71.  
 Latein 10f., 29, 79ff., 92f.  
 Lanfhard 121.  
 Lautcharakter der germ. Sprachen 14.  
 Lautverschiebung, erste 12ff.  
 — zweite 32ff.  
 Lehnwörter 14f., 23, 26ff., 37ff., 43ff., 61f., 89.  
 Lehrbücher 91, 113.  
 Lenz 120.  
 Lessing 115, 119f.  
 Lichtenberg 125.  
 Logau 104.  
 Lübeck 83.  
 Ludwig v. Anhalt 104, 106.  
 Ludwig d. Bayer 76f.  
 Ludwig d. Deutsche 48.  
 Ludwig d. Fromme 48.  
 Ludwig III. v. Frankreich 48.  
 Ludwig XIV. 107.  
 Luther 76, 82, 92ff.  
 Luxemburger 78, 81f.  
 Magdeburg 83.  
 Mainz 82.  
 Mainzer Landfriede 70.  
 Maximilian I. 81.  
 Meissen 81f.  
 Merowinger 38ff.  
 Merseburg 25.  
 Metalle 9, 21.  
 Milton 118.  
 Mischprosa 55.  
 Mitteldeutsch 35f., 78, 81f.  
 Mittelhochdeutsch 57, 59, 60ff.  
 Mittelfränkisch 35.  
 Molière 110.  
 Monophthongierung 78.  
 Moscherosch 104.  
 Möser 115, 121.  
 Mundarten 26, 35f., 49f., 64ff., 77f., 116, 121, 129f.  
 Murner 97.  
 Mystik 73ff., 85, 112f.  
 Napoleon 125.  
 Negation 54.  
 Neuhochdeutsch 95.  
 Neumark 107.  
 Newton 116.  
 Nicolaus v. Wyle 80, 91f.  
 Nidhard 48.  
 Niederdeutsch 33, 36, 38, 48, 65, 82ff.  
 Niederfränkisch 36.  
 Niederlande 62f., 84.  
 Niedersächsisch 36, 58.  
 Nordgermanisch 23, 25f.  
 Notker 55f.  
 Oberrheinische Chronik 70.  
 Oberfränkisch 58.  
 Opitz 103f.  
 Orthographie 55, 58, 78, 81, 91, 113.  
 Ortsnamen 12, 25, 27, 37, 58.  
 Ostfränkisch 35, 48.  
 Ostgermanisch 23, 26.



- Otfried v. Weissenburg 48, 54f.  
 Ottonen 58.  
 Palmenorden 104f.  
 Pegnesischer Blumenorden 105.  
 Perfektum 40.  
 Personennamen 12, 27.  
 Pietismus 112.  
 Prag 78.  
 Präpositionen 8.  
 Predigt 47, 70.  
 Präziöser Stil 110.  
 Prosa 47 ff., 55f., 69f., 79f.  
 Rabelais 99.  
 Radtke (Ratichius) 106f.  
 Ravenna 37.  
 Recht 22, 31, 39, 78, 83f., 88.  
 Reduplikation 8, 25.  
 Reformation 84, 92ff.  
 Reichstagsabschiede 82.  
 Reimar v. Zweter 69.  
 Renaissance 79.  
 Revolution, frz. 124ff.  
 Rhein 12, 40, 64.  
 Rheinfränkisch 35.  
 Rhetorik 79ff., 85.  
 Ripuarisch 35.  
 Rittertum 57, 60ff., 73, 84.  
 Rolandslied 61.  
 Romanisch 28, 34, 39f., 43.  
 Romantik 119ff., 126ff.  
 Römer 26ff., 33, 40, 62ff.  
 Rotwelsch 87.  
 Ruderts Brief 56.  
 Rumänisch 28.  
 Runen 19, 22.  
 Saale 33, 58.  
 Sachs, Hans 86.  
 Sachsenspiegel 66, 70.  
 Sächsisch 38, 66, 81, 95f.  
 Sängerkrieg auf der Wartburg 66.  
 Satemsprachen 10.  
 Schifffahrt 21.  
 Schiller 122ff.  
 Schimpfwörter 69, 85.  
 Schlegel, A. W. 127f.  
 Schlegel, Friedr. 119.  
 Schleisch 58, 109.  
 Schodhstern 22.  
 Schottel 102, 105f.  
 Schotten 42.  
 Schrift 44f.  
 Schriftsprache 73, 93.  
 Schriftsprache 49, 59, 63f., 79, 83, 90f., 92ff.  
 Schule 44, 47, 57, 91f., 95ff., 106f., 113, 129f.  
 Schweden 102.  
 Schweiz 116ff.  
 Seuse 75.  
 Siebenjähriger Krieg 119f.  
 Sigismund v. Luxemburg 81, 85.  
 Slaven 7, 28, 33, 60, 89.  
 Soest 83.  
 Soldatensprache 88, 102.  
 Sonder Sprachen 85ff.  
 Sprachgebiet 58.  
 Sprachgesellschaften 104ff., 107.  
 Sprachwissenschaft 66, 105, 119, 128f.  
 Staatswesen 22, 31.  
 Stabreim 18, 51, 53.  
 Steinbach 114.  
 Stieler 114.  
 Straßburger Eide 48.  
 Sturm und Drang 119ff.  
 Synonymik 54.  
 Syntag 8, 55, 79, 123, 127.  
 Tannengesellschaft 105.  
 Tauler 76.  
 Technik 9.  
 Theodorich 37.  
 Thüringen 38, 64, 81f.  
 Tocharisch 7, 10.  
 Türken 89.  
 Ulrich v. Lichtenstein 75.  
 Umgangssprache 58, 65.  
 Umlaut 59, 61.  
 Ungarn 33, 89f.  
 Urgermanisch 5f., 22ff.  
 Urkunden Sprache 70, 76f., 80ff., 84.  
 Berners Gesetz 13f., 16ff.  
 Verona 37.  
 Verwandtschaftsnamen 9.  
 Vokabulare 47.  
 Vokalsystem 7.  
 Vokativ 6.  
 Völkerwanderung 33f.  
 Volksepos 68f.  
 Waisenhaus in Halle 113.  
 Walter von der Vogelweide 66.  
 Weberei 22.  
 Wedherlin 109.  
 Weise 110ff., 115.  
 Wenzel v. Böhmen 81.  
 Wernicke 111.  
 Westgermanisch 23ff.  
 Wieland 119.  
 Williram 56f.  
 Windberger Psalmen 54.  
 Windecke, Eberhard 85.  
 Wolff, Christ. 114.  
 Wolfram v. Eschenbach 66ff., 71f.  
 Wortbildung 8, 61.  
 Wortschatz 9f., 21, 57, 67, 87, 96, 100ff., 121, 127.  
 Wortstellung 68.  
 Wulfila 37.  
 Wurzelperiode 5.  
 Zahlensystem 9, 22.  
 Zeitschriften 122.  
 Zeitungen 122, 129.  
 Zeilen 101, 106.  
 Ziegler, Anselm 81.

**Friedrich Kluge**  
**Etymologisches Wörterbuch**  
**der deutschen Sprache**

**Zehnte Auflage**

1923. Groß-Oktav. XVI, 558 Seiten. Geh. Rm. 12. —  
in Ganzleinen Rm. 14.50, in Halbleder Rm. 16. —

Dieses Werk behauptet nunmehr jahrzehntelang seinen hervorragenden Platz innerhalb der deutschen Sprachwissenschaft.

Kluges Buch ist das einzige deutsche Wörterbuch, das den ganzen Wortschatz in Wortgeschichte auflöst und jedes deutsche Wort durch genaue Alterbestimmungen nachweist, die sicherer und passender nicht gedacht werden können. Dieses Wörterbuch hat in den neueren Auflagen der deutschen Sprachwissenschaft Forschungen und Quellen erschlossen, die bis dahin fehlten. Für den Fachmann wie für den Laien ist es seit langem ein unentbehrlicher Ratgeber für deutsche Wortgeschichte geworden. Der große Erfolg des Werkes ist der beste Beweis dafür, daß der Verfasser mit seinem Buch für das Verständnis der Muttersprache dem deutschen Volk ein Bildungsmittel ersten Ranges geschaffen hat.

---

Walter de Gruyter & Co., Berlin W 10

# Deutsche Grammatik

Gotisch, Alt-, Mittel- und Neuhochdeutsch.

Von Wilhelm Wilmanns

I. Abteilung: Lautlehre. Dritte, verbesserte Auflage. Groß-Oktav. XXI, 482 Seiten. 1911. Rm. 10. —, geb. Rm. 11.50

II. Abteilung: Wortbildung. Zweite Auflage. Lexikon-Oktav. XVI, 671 Seiten. Anastatischer Nachdruck. 1922.

Rm. 15. —, geb. Rm. 16.50

III. Abteilung: Flexion. Erste und zweite Auflage.

1. Hälfte: Verbum. Groß-Oktav. X, 315 Seiten. Anastatischer Nachdruck. 1922. Rm. 10. —, geb. Rm. 11.50

2. Hälfte: Nomen und Pronomen. Groß-Oktav. VIII, Seite 317 — 772. 1909. Rm. 10. —, geb. Rm. 11.50

★

## Geschichte der deutschen Sprache

Von Otto Behaghel

(Grundriß der germanischen Philologie 3)

Vierte Auflage. Mit 1 Karte. IX, 354 Seiten. 1911.

Rm. 8. —, geb. Rm. 9.50

★

## Abriß der deutschen Grammatik

Von Hans Schulz

Klein-Oktav. VII, 135 Seiten. 1914. Rm. 2. —

(Trübners Bibliothek Nr. 1)

★

Unser Fachkatalog „Sprachwissenschaft“

steht Interessenten durch jede Buchhandlung oder direkt vom Verlage  
kostenlos zur Verfügung

---

Walter de Gruyter & Co., Berlin W 10



# Indogermanistik und Germanistik

in Auswahl

Mit einem Anhang: Volkskunde

WALTER DE GRUYTER & CO. / BERLIN W 10

## INDOGERMANISCH

**Vergleichendes Wörterbuch der indogermanischen Sprachen.** Von Alois Walde †. Herausgegeben von Dr. phil. et jur. Julius Pokorny, a. o. Professor an der Universität Berlin. Groß-Oktav.

Band I. V, 877 Seiten. 1926—30 . . . . . RM. 81.—, geb. RM. 85.—

Band II. 716 Seiten. 1926/1927 . . . . . RM. 43.50, geb. RM. 46.50

Band III: Register. Im Druck.

**Kurze vergleichende Grammatik der indogermanischen Sprachen.**

Von Karl Brugmann. Auf Grund des fünfbandigen Grundrisses der vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen von Karl Brugmann und B. Delbrück verfaßt. Anastatischer Neudruck. Groß-Oktav.

XXVIII, 774 Seiten. 1922 . . . . . RM. 10.50, geb. RM. 12.—

**Vergleichende Laut-, Stammbildungs- und Flexionslehre der indogermanischen Sprachen.** Von Karl Brugmann. Lexikon-Oktav. Zweite Bearbeitung. Unveränderter Neudruck. 1930.

Band I: Einleitung und Lautlehre. 1. Hälfte. VIII, 1098 Seiten.

RM. 35.—, in Leinen RM. 38.—

Band II: Lehre von den Wortformen und ihrem Gebrauch. 1906—1911.

1. Teil. XV, 688 Seiten . . . RM. 17.50, in Leinen RM. 20.50

2. Teil. XXII, 997 Seiten . . . RM. 27.—, in Leinen RM. 30.—

3. Teil. XI, 1052 Seiten . . . RM. 34.50, in Leinen RM. 37.50

**Grundriß der indogermanischen Sprach- und Altertumskunde.**

Begründet von Karl Brugmann und Albert Thumb. Herausgegeben von Albert Debrunner und Ferdinand Sommer. I. Geschichte der indogermanischen Sprachwissenschaft.

Abteilung I: Allgemeine Sprachwissenschaft. In Vorbereitung.

Abteilung II: Die Erforschung der indogermanischen Sprachen.

Band I: Die griechische Sprache. Von Professor Dr. A. Thumb. — Die italischen Sprachen. Von Dr. A. Walde, o. Professor an der Universität Breslau. — Vulgärlatein. Von Dr. K. Ettmayer, o. Professor an der Universität Wien. — Die keltischen Sprachen. Von Dr. R. Thurneysen, o. Professor an der Universität Bonn. Oktav. VIII, 312 Seiten. 1916.

RM. 10.—, geb. RM. 12.—

Band II: Germanisch. Von W. Streitberg und V. Michels, weil. o. Professor an der Universität Jena. 1. Lieferung. Oktav. VIII, 185 Seiten. 1927 . . . . . RM. 10.—

Band III: Slavisch-Litauisch. Von Dr. A. Brückner, o. Professor an der Universität Berlin. — Albanisch. Von Dr. N. Jokl, a. o. Professor an der Universität Wien. Oktav. 154 Seiten. 1917 . . RM. 6.—, geb. RM. 7.50

Band IV, 1. Hälfte: Indisch. Von Walther Wüst. Mit einem Stammbaum der indo-arischen Sprachen. Oktav. X, 112 Seiten. 1929. . . RM. 12.—

2. Hälfte: Iranisch. Von Dr. H. Reichelt, o. Professor an der Universität Hamburg. — Armenisch. Von Dr. H. L. Zeller in Darmstadt. Oktav. 104 Seiten. 1927 . . . . . RM. 6.—  
 Weitere Bände, enthaltend: Etruskisch, Thrakisch, Phrygisch, Illyrisch, Indisch, Tocharisch, Hittitisch, kleinasiatische Sprachen u.a. in Vorbereitung.

**Indogermanisches Jahrbuch.** Im Auftrage der Indogermanischen Gesellschaft herausgegeben von Albert Debrunner und Walter Porzig. Groß-Oktav.  
 Bd. I—V . . . . . Je RM. 10.—  
 Bd. VI—VII . . . . . Je RM. 8.—  
 Bd. VIII . . . . . RM. 10.—  
 Bd. IX . . . . . RM. 16.—  
 Bd. X . . . . . RM. 24.—, geb. RM. 26.50  
 Bd. XI . . . . . RM. 40.—, geb. RM. 42.—  
 Bd. XII . . . . . RM. 30.—, geb. RM. 32.—  
 Bd. XIII . . . . . RM. 40.—, geb. RM. 42.—

Das „Indogermanische Jahrbuch“ ist wegen seiner lückenlosen Bibliographie und autoritativen Rezension der Fachliteratur ein unentbehrliches Arbeitsmaterial für den Indogermanisten und alle, deren Arbeitsgebiet auf der Indogermanistik fußt.

## GOTISCH / NORDISCH

**Die Elemente des Gotischen.** Eine erste Einführung in die deutsche Sprachwissenschaft. Von Dr. Friedrich Kluge, weil. Professor an der Universität Freiburg i. Br. Anastatischer Neudruck. Groß-Oktav. IV, 133 Seiten. 1921 . . . . . RM. 3.—, geb. RM. 4.—

**Gotische Sprachdenkmäler** mit Grammatik, Übersetzung und Erläuterungen. Von Dr. Hermann Jantzen, Geh. Regierungs- und Provinzialschulrat in Breslau. Sechste, neudurchgesehene Auflage. 126 Seiten. 1929. (Samml. Göschen Bd. 79) . . . . . Geb. RM. 1.80

Auf einen grammatischen Abriß folgen mit Übersetzung und Erläuterung Proben aus Wulfilas Bibelübertragung, das Vaterunser, Bruchstücke aus den Urkunden zu Neapel, von Arezzo u. a.

**Nordische Literaturgeschichte.** I. Die isländische und norwegische Literatur des Mittelalters. Von Dr. Wolfgang Golther, Professor an der Universität Rostock. Zweite, neubearbeitete Auflage. 140 Seiten. 1921. (Samml. Göschen Bd. 254) . . . . . Geb. RM. 1.80

Das Buch enthält eine erläuternde Übersicht der nordischen Literatur (Eddalieder, Skaldendichtung, Sögur), die zur gleichzeitigen deutschen vielfach in engem Verhältnis steht, was in der Darstellung besonders deutlich hervorgehoben wird.

**Eddalieder** mit Grammatik, Übersetzung und Erläuterungen. Von Professor Dr. Wilhelm Ranisch in Osnabrück. Neudruck. 138 Seiten. 1920. (Samml. Göschen Bd. 171) . . . . . Geb. RM. 1.80

Eine Einführung, die vor allem auch den Nicht-Germanisten mit dem Stoff vertraut zu machen vermag.

**Ragnarök.** Die Sagen vom Weltuntergang. Dargestellt von Axel Olrik. Übertragen von Wilhelm Ranisch. Mit 4 Abbildungen im Text. Groß-Oktav. XVI, 484 Seiten. 1922 . . . . . RM. 5.—, geb. RM. 6.—

Der Verfasser behandelt die volkstümlichen Ragnarökvorstellungen in ihrer ganzen Ausbreitung bei der Menschheit, d. h. die unmittelbaren Naturvorstellungen und die einfachen volksmythischen Anschauungen über die große Katastrophe, die den Erdball nach Ablauf des Erdzeitalters bedroht.

## GERMANISCH

**Grundriß der germanischen Philologie**, unter Mitwirkung zahlreicher Fachgelehrter begründet von Hermann Paul, weil. o. Professor der deutschen Philologie an der Universität München. Groß-Oktav.

Der „Grundriß der germanischen Philologie“ hat von der dritten Auflage an einen Umbau erfahren. Die Darstellungen erscheinen jede für sich in Einzelbänden. Der Ausbau des Grundrisses wird in nächster Zeit besonders gefördert werden. Abgezweigt von dem Paulschen Grundriß ist ein besonderer „Grundriß der deutschen Literaturgeschichte“, weil die Darstellung der Literaturgeschichte bis zur Neuzeit fortgeführt werden soll. Das gleiche gilt für einen besonderen „Grundriß der englischen Literaturgeschichte“. — Von der neuen Auflage des Paulschen Grundrisses sind die folgenden Bände erschienen:

I, 1. **Geschichte der gotischen Sprache**. Von M. H. Jellinek, a. o. Professor an der Universität Wien. IX, 209 Seiten. 1926. RM. 10.—, geb. RM. 12.—

*Der Band ist für den Studierenden und Forscher der germanischen Sprachwissenschaft unentbehrlich.*

I, 2. **Geschichte der gotischen Literatur**. Von Wilhelm Streitberg.  
In Bearbeitung.

II. **Urgermanisch**. Vorgeschichte der altgermanischen Dialekte. Von Dr. Friedrich Kluge, weil. Professor an der Universität Freiburg i. B. XI, 289 Seiten. 1913 . . . . . RM. 6.—, geb. RM. 8.—

III. **Geschichte der deutschen Sprache**. Von Dr. Otto Behaghel, o. Professor an der Universität Gießen. Mit 1 Karte. Fünfte, verbesserte und stark erweiterte Auflage. XXIX, 588 Seiten. 1928. RM. 18.—, geb. RM. 20.—

*Behaghels in der neuen Auflage wesentlich erweiterte Geschichte gewinnt für die heutige Zeit, die die Sprachgeschichte gern als Bildungs- und Geistesgeschichte ansieht, ganz besondere Bedeutung.*

IV. **Geschichte der nordischen Sprachen**, besonders in altnordischer Zeit. Von Adolf Noreen, ehem. Professor an der Universität Uppsala. Dritte, vollständig umgearbeitete Auflage. 239 Seiten. 1913.  
RM. 5.—, geb. RM. 7.—

V. **Grundriß des germanischen Rechts**. Von Dr. Karl von Amira, o. Professor an der Universität München. Dritte, verbesserte und erweiterte Auflage. I, 302 Seiten. 1913 . . . . . RM. 5.—, geb. RM. 7.—

VI. **Geschichte der englischen Sprache**. II. Historische Syntax. Von Dr. Eugen Einenkel. Dritte, verbesserte und erweiterte Auflage. XVIII, 223 Seiten. 1916 . . . . . RM. 6.—, geb. RM. 8.—

VII. **Geschichte der mittelniederdeutschen Literatur**. Von Dr. Hermann Jellinghaus. Dritte, verbesserte Auflage. VIII, 90 Seiten. 1925.  
RM. 5.—, geb. RM. 7.—

VIII, 1. **Deutsche Versgeschichte** mit Einschluß des altenglischen und altnordischen Stabreimverses. Von Dr. Andreas Heusler, o. Professor an der Universität Basel.

Erster Band. Teil I und II: Einführendes; Grundbegriffe der Verslehre; Der altgermanische Vers. V, 314 Seiten. 1925. RM. 16.—, geb. RM. 18.—

Zweiter Band. Teil III: Der altdeutsche Vers. VIII, 351 Seiten. 1927.  
RM. 16.—, geb. RM. 18.—

Dritter Band. Teil IV und V: Der frühdeutsche Vers. Der neudeutsche Vers. V, 427 Seiten. 1929 . . . . . RM. 22.—, geb. RM. 24.—

*In dem vorliegenden bahnbrechenden Werk, das für jeden Sprach- und Literaturwissenschaftler unentbehrlich ist, wird die deutsche Metrik zum erstenmal in umfassender Weise von den Anfängen bis zur Gegenwart von dem besten Fachgelehrten behandelt.*



**IX. Die Germanen.** Eine Einführung in die Geschichte ihrer Sprache und Kultur. Von Torsten Evert Karsten, a. o. Professor an der Universität Helsingfors. Mit 4 Tafeln und 8 Textabbildungen. X, 241 Seiten. 1928. RM. 13.—, geb. RM. 15.—

*Das vorliegende Werk bedeutet den ersten Versuch von nichtdeutscher Seite, Sprache und Kultur der gesamten germanischen Rasse darzustellen, unter Ein- schluß auch ihrer numerisch kleinsten und zivilisatorisch vielleicht rückstän- digsten Splitter, wie die der finnländischen und ostbaltischen Schweden und ihrer Vorfahren, die es als gleichberechtigte Teile der großen germanischen Sprach- und Kulturwelt einbezieht.*

**X. Germanische Heldensage.** Von Dr. phil. Hermann Schneider, o. Universitätsprofessor, Tübingen.

I. Band. Einleitung: Ursprung und Wesen der Heldensage.

I. Buch: Deutsche Heldensage. X, 443 S. 1928. RM. 15.—, geb. RM. 17.—

II. Band. In Vorbereitung.

*Das Buch versucht die Entwicklung aller Sagenkreise von den ältesten ver- lorenen Liedern der Völkerwanderungszeit bis zu den hauptsächlich erhaltenen Denkmälern des späteren Mittelalters wiederzugewinnen und in einem Gesamt- bilde zu erfassen.*

**Deutsche Heldensage.** Von Hermann Schneider, o. Professor an der Universität Tübingen. 144 Seiten. 1930. (Samml. Göschen Bd. 32.)

Geb. RM. 1.80

**Altgermanische Kulturprobleme.** Von Rolf Schröder, o. ö. Professor an der Universität Würzburg. Oktav. VI, 151 Seiten. 1929. (Trübners Philo- logische Bibliothek, 11. Band) . . . . . RM. 6.—, geb. RM. 7.—

*Aus dem Inhalt: Jacob Grimm. Karl Müllenhoff und Sophus Bugge. Die germanische Völkerwanderung. Die Goten. Die Kulturen am Schwarzen Meer. Tierornamentik und Stabreimdichtung. Die Runenschrift. Die Heruler. Die Germanen und Rom. Das Christentum. Die orientalischen Mysterienkulte. Gestirnkult. Zahlenmystik. Planetenkult und Planetenwoche. Mithraskult. Himmelsreise der Seele. Die Weltsäule. Ymir. Der Manichäismus. Island und Hellas. Goethe.*

**Germanische Sprachwissenschaft.** Von Dr. Richard Loewe.

I. Einleitung und Lautlehre. Dritte Auflage. Neudruck. 96 Seiten. 1922. (Samml. Göschen Bd. 238) . . . . . Geb. RM. 1.80

II. Formenlehre. Dritte Auflage. Neudruck. 101 Seiten. 1924. (Samml. Göschen Bd. 780) . . . . . Geb. RM. 1.80

## DEUTSCHE SPRACHE UND LITERATUR

**Deutsche Grammatik.** Gotisch, Alt-, Mittel- und Neuhochdeutsch. Von Wilhelm Wilmanns, weil. o. Professor der deutschen Sprache und Literatur an der Universität Bonn. Groß-Oktav.

I. Abteilung: Lautlehre. Dritte, verbesserte Auflage. XXI, 482 Seiten. 1911. RM. 10.—, geb. RM. 11.50

II. Abteilung: Wortbildung. Zweite Auflage. Anastatischer Neudruck. XVI, 671 Seiten. 1922 . . . . . RM. 15.—, geb. RM. 16.50

III. Abteilung: Flexion. Erste und zweite Auflage.

1. Hälfte: Verbum. Anastatischer Neudruck. X, 315 Seiten. 1922.

RM. 10.—, geb. RM. 11.50

2. Hälfte: Nomen und Pronomen. VIII Seiten, Seite 317—772. 1909. RM. 10.—, geb. RM. 11.50

**Repetitorium der deutschen Sprache.** I. Gotisch, Althochdeutsch, Alt- sächsisch. Von Dr. Hermann Ammon. Oktav. 79 Seiten. 1922. (Wissen- schaftliche Repetitorien Bd. 8) . . . . . RM. —.50

**Abriß der deutschen Grammatik.** Von Hans Schulz. Klein-Oktav. Zweite Auflage. (Trübners Philologische Bibliothek Bd. 1.) In Vorbereitung.

**Deutsche Grammatik.** Von Professor Dr. Otto Lyon, weil. Stadtschulrat in Dresden. Sechste, umgearbeitete Auflage, unter Mitwirkung von Dr. Horst Kraemer herausgegeben von Dr. Walther Hofstaetter. 144 Seiten. 1928. (Samml. Götschen Bd. 20) . . . . . Geb. RM. 1.80

**Kurze historische Syntax der deutschen Sprache.** Von Dr. Hans Naumann, o. Professor an der Universität Frankfurt. Klein-Oktav. VI, 125 Seiten. 1915. (Trübners Philologische Bibliothek Bd. 2) . RM. 2.—

**Grundlagen der neuhochdeutschen Satzlehre.** Ein Schulbuch für Lehrer. Von Berthold Delbrück, o. Professor an der Universität Jena. Oktav. VIII, 91 Seiten. 1920 . . . . . RM. 1.—

*Das Buch behandelt ausgewählte Stücke der deutschen Satzlehre (Begriff des Satzes, Satzlehre, Grundbestandteile des Satzes, Wortbildung, Konjunktiv, Satzgefüge) vom psychologischen und geschichtlichen Standpunkt aus.*

**Geschichte der deutschen Sprache.** Von Dr. Hans Sperber. 132 Seiten. 1926. (Samml. Götschen Bd. 915) . . . . . Geb. RM. 1.80

*Der Verfasser war bestrebt, die sprachlichen Tatsachen nicht isoliert darzustellen, sondern in ihrem Zusammenhang mit den wichtigsten Erscheinungen der Kultur- und Geistesgeschichte.*

**Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache.** Von Dr. Friedrich Kluge, weil. Professor an der Universität Freiburg i. Br. Elfte, verbesserte Auflage. Bearbeitet von Professor Dr. A. Götze, Gießen, und Professor Dr. Krause, Königsberg. Erscheint in Lieferungen im Umfang von je etwa 5 Bogen zum Preise von je ca. RM. 2.— ab Juni 1930.

**Deutsches etymologisches Wörterbuch.** Von Dr. Richard Loewe. Zweite, umgearb. und vermehrte Auflage. 1930. 186 Seiten. (Samml. Götschen Bd. 64) . . . . . Geb. RM. 1.80

**Wörterbuch nach der neuen deutschen Rechtschreibung.** Von Dr. Heinrich Klenz. Dritter Neudruck. 268 Seiten. 1923. (Samml. Götschen Bd. 200) . . . . . Geb. RM. 1.80

**Deutsches Fremdwörterbuch.** Von Hans Schulz. Lexikon-Oktav. Band I: A—K. XXIII, 416 Seiten. 1910/13 . RM 14.—, geb. RM. 16.—  
Band II. Fortgeführt von Dr. Otto Basler.

1. Lieferung: L—M. 168 Seiten. 1926 . . . . . RM. 6.80  
2. Lieferung: N—P. Seite 169—280. 1928 . . . . . RM. 6.—

*Hier wird nach den Grundsätzen moderner Wortforschung für jedes Fremdwort die Quelle und Zeit seiner Entstehung ermittelt und seine Entwicklung dargelegt.*

**Deutsches Fremdwörterbuch.** Von Dr. Rudolf Kleinpaul. Zweite, verbesserte Auflage. Neudruck. 171 Seiten. 1920. (Samml. Götschen Bd. 273.)  
Geb. RM. 1.80

*Der Band enthält u. a. überzeugende sprachliche Ableitungen der wichtigsten in den allgemeinen Gebrauch übergegangenen Fremdwörter.*

**Deutsche Wortkunde.** Eine Kulturgeschichte des deutschen Wortschatzes. Von Dr. Alfred Schirmer. 111 Seiten. 1926. (Samml. Götschen Bd. 929.)  
Geb. RM. 1.80

*Inhalt: Wortforschung als Kulturgeschichte. Entstehung des Wortes. Urschöpfung und Ableitung. Bedeutungswandel. Entlehnung. Mundart. Hochsprache, Umgangssprache usw. Geschichtliche Entwicklung von der Urzeit bis zur Gegenwart.*

**Die deutschen Personennamen.** Ihre Entstehung und Bedeutung. Von Dr. Rudolf Kleinpaul. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage, neu bearbeitet von Dr. Hans Naumann, o. Professor an der Universität Frankfurt. 127 Seiten. 1921. (Samml. Götschen Bd. 422) . . . Geb. RM. 1.80

*Der Band, ein wertvoller Beitrag zur deutschen Kulturgeschichte, behandelt Kleinkindernamen, Taufnamen unserer heidnischen Vorfahren, Christen-, Vater- und Familiennamen.*

**Die Ortsnamen im Deutschen.** Ihre Entwicklung und ihre Herkunft. Von Dr. Rudolf Kleinpaul. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. 142 Seiten. 1919. (Samml. Götschen Bd. 573) . . . Geb. RM. 1.80

*Der Verfasser zeigt, wie das ganze menschliche Leben, Pflanzen- und Tierwelt an der Bildung unserer Ortsnamen mitgewirkt haben, die in ihrer Vielseitigkeit ein bis ins kleinste genauer Spiegel der deutschen Geschichte sind.*

**Länder- und Völkernamen.** Von Dr. Rudolf Kleinpaul. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. 139 Seiten. 1919. (Samml. Götschen Bd. 478.) Geb. RM. 1.80

*Der kulturgeschichtlich und folkloristisch interessante Band ist für den Historiker und Geographen besonders wertvoll.*

**Deutsche Redelehre.** Von Hans Probst, Rektor des Gymnasiums in Ansbach. Dritte, verbesserte Auflage. Neudruck. 130 Seiten. 1920. (Samml. Götschen Bd. 61) . . . Geb. RM. 1.80

*Der Band faßt alles Wesentliche über Stilistik, die Lehre vom Ausdruck, und über Rhetorik, die Lehre vom Inhalt des Gesprochenen, zusammen.*

**Deutsche Lauttafel.** Von Paul Menzerath. 73 × 143 cm. Auf Karton gedruckt, mit Stäben, Ösen und Bändern versehen. RM. 8.—, auf Leinen gezogen 12.50 Beiheft dazu. Mit kleiner Lauttafel. Oktav. 11 Seiten. 1926 . RM. —.75 Kleine Lauttafel, einzeln (nur von 10 Exemplaren ab) . . Je RM. —.20

*Die Tafel entspricht dem neuesten Stand der Lautforschung. Sie läßt den Zusammenhang der Laute nach Art und Stelle ihrer Bildung deutlich hervortreten. Systematisch geordnete Beispiele geben sämtliche orthographischen Varianten der Einzellaute wieder.*

**Die deutschen Mundarten.** Von Professor Dr. Hans Reis, Oberlehrer in Mainz. Zweite, umgearbeitete Auflage. 142 Seiten. 1920. (Samml. Götschen Bd. 605) . . . Geb. RM. 1.80

*Über Wesen der Mundart und die Ursachen der mundartlichen Veränderungen, die Einteilung der deutschen Mundarten sowie ihre Laute und Formen. Den Schluß bildet ein reichhaltiges Wörterverzeichnis.*

**Die deutsche Mundartdichtung.** Ausgewählt und erläutert von Professor Dr. Hans Reis, Oberlehrer in Mainz. 141 Seiten. 1915. (Samml. Götschen Bd. 753) . . . Geb. RM. 1.80

*Eine Auswahl von Proben aus zwanzig Mundartengruppen. U. a. sind Groth, Reuter, Viebig, Niebergall, Hebel, Rosegger und Koschat vertreten.*

**Die plattdeutschen Mundarten.** Von Dr. Hubert Grimme, Professor in Münster i. W. Zweite Auflage. 160 Seiten. 1922. (Samml. Götschen Bd. 461.) Geb. RM. 1.80

*Der Band führt in die vier wichtigsten Dialekte (Assinghausen, Ostbevern, Heide, Stavenhagen) ein und bringt das Hauptsächliche der Laut- und Formenlehre, der Wortbildung, der Syntax und des Wortschatzes.*

**Deutsche Poetik.** Von Dr. Karl Borinski, Professor an der Universität München. Vierte, verbesserte Auflage. Neudruck. 165 Seiten. 1920. (Samml. Götschen Bd. 40) . . . Geb. RM. 1.80

*Der Verfasser behandelt die Dichtung als Gabe und Kunst, den dichterischen Stil, seine Mittel und Gattungen.*

**Reallexikon der deutschen Literaturgeschichte.** Unter Mitwirkung zahlreicher Fachgelehrter herausgegeben von Dr. Paul Merker, o. ö. Professor an der Universität Breslau, und Dr. Wolfgang Stammler, o. ö. Professor an der Universität Greifswald. Erscheint in etwa 20 Lieferungen. Band I: Abenteuerroman—Hyperbel. Lexikon-Oktav. 593 Seiten. 1926. RM. 32.—, in Halbleder RM. 41.—



Band II: Jambus — Quatrain. Lexikon-Oktav. IV, 754 Seiten. 1926/28.  
RM. 40.—, in Halbleder RM. 49.—

Band III: Rahmenerzählung—Zyklische Dichtung. IV, 525 Seiten. 1928/29.  
RM. 26.40, in Halbleder RM. 34.50

Band IV: Nachträge und Register. Erscheint Ende 1930.

*Das Kennzeichnende für das Werk ist, daß es sich auf die formale und sachliche Seite der Literaturgeschichte, die Realien derselben beschränkt und die Dichtung als Leistung und Ausdruck eines schöpferischen Individuums nur insoweit berücksichtigt, als es unbedingt erforderlich ist.*

## **Grundriß der deutschen Literaturgeschichte.**

**I. Geschichte der deutschen Literatur bis zur Mitte des elften Jahrhunderts.** Von Wolf von Unwerth und Dr. Theodor Siebs, o. Professor an der Universität Breslau. Oktav. XI, 260 Seiten. 1920.

RM. 6.—, geb. RM. 8.50

*Die Darstellung tritt an die einzelnen Denkmäler mit eingehender sprachgeschichtlicher und literarhistorischer Analyse heran und berücksichtigt jedesmal die gesamte einschlägige Literatur.*

## **II. Geschichte der mittelhochdeutschen Literatur.**

1. Teil: Frühmittelhochdeutsche Zeit. Blütezeit I: Das höfische Epos bis auf Gottfried von Straßburg. Von Dr. Friedrich Vogt, o. Professor an der Universität Marburg. Dritte, umgearbeitete Auflage. Oktav. X, 363 Seiten. 1922 . . . . . RM. 5.—, geb. RM. 6.—

*Geistliche und weltliche Dichtung von 1050 bis um 1180. Heinrich von Veldeke und das mitteldeutsche Kunstepos. Der Artusroman und Hartmann von Aue. Wolfram von Eschenbach und der Gral. Gottfried von Straßburg.*

2. und 3. Teil sowie die folgenden Bände in Vorbereitung.

## **Geschichte der deutschen Literatur.**

I. Von der ältesten Zeit bis 1748. Von Dr. Max Koch, o. ö. Professor an der Universität Breslau. Neunte, neubearbeitete und erweiterte Auflage. 170 Seiten. 1920. (Samml. Göschen Bd. 31) . . . . . Geb. RM. 1.80

II. Von Klopstock bis zum Ausgang der Romantik. Von Dr. Friedrich Kainz, Privatdozent an der Universität Wien. 146 Seiten. 1929.) Samml. Göschen Bd. 783) . . . . . Geb. RM. 1.80

III. Von Goethes Tod bis zur Gegenwart. Von Dr. Friedrich Kainz, Privatdozent an der Universität Wien. 136 Seiten. 1928. (Samml. Göschen Bd. 1004) . . . . . Geb. RM. 1.80

*Die Bände vermitteln einen faßlichen Überblick über die Hauptentwicklungslinien und das wichtigste historische Tatsachenmaterial der deutschen Literatur. Der Schilderung jeder Epoche ist eine kurze Wesensschau vorausgeschickt, die ihre konstitutiven Züge hervorhebt, ihre stilistischen Gemeinsamkeiten, ihr Lebensgefühl und Kunstwollen charakterisiert.*

**Geschichte der deutschen Lyrik.** Von Dr. Richard Findeis, Professor in Wien. 1914.

I. 151 Seiten. (Samml. Göschen Bd. 737) . . . . . Geb. RM. 1.80

II. 120 Seiten. (Samml. Göschen Bd. 738) . . . . . Geb. RM. 1.80

*Der erste Teil umfaßt die deutsche Lyrik von der indogermanischen Frühzeit bis zur Romantik, der zweite Teil führt bis in die jüngste Gegenwart hinauf.*

**Das deutsche Kirchenlied** in seinen charakteristischen Erscheinungen.

Ausgewählt von Dr. Friedrich Spitta, o. Professor an der Universität Tübingen.

I. Mittelalter und Reformationszeit. 141 Seiten. 1912. (Samml. Göschen Bd. 602) . . . . . Geb. RM. 1.80

*Aus dem Inhalt: Mittelalter. Martin Luther. Zwingli. Agricola. Blaurer. Zwick. Konrad Hubert. Capito. Vogtherr. Leo Jüd. M. Weiße. Niederdeutsche Meßgesänge. B. Waldis. Albrecht von Preußen. Die Markgrafenlieder.*

**Geschichte des deutschen Romans.** Von Dr. Walther Rehm.

I. Vom Mittelalter bis zum Realismus. Auf Grund der Mielkeschen Darstellung neubearbeitet. 175 Seiten. 1927. (Samml. Göschen Bd. 229.)

Geb. RM. 1.80

II. Vom Naturalismus bis zur Gegenwart. 104 Seiten. 1927. (Samml. Göschen Bd. 956)

Geb. RM. 1.80

*Die beiden nach Ideen geordneten Bände bedeuten einen wichtigen Beitrag zur kritischen Erfassung der deutschen, vor allem der gegenwärtigen Romanliteratur.*

**Repetitorium der deutschen Literaturgeschichte.** I. Von den Anfängen bis Luther. Von Dr. Hermann Ammon. Oktav. 131 Seiten. 1922. (Wissenschaftliche Repetitorien Bd. 9)

RM. —,50

**Stoff- und Motivgeschichte der deutschen Literatur.** Herausgegeben von Paul Merker und Gerhard Lüdtke.

1. Tristan und Isolde in der französischen und deutschen Dichtung des Mittelalters und der Neuzeit. Von Wolfgang Golther, o. ö. Professor an der Universität Rostock. Groß-Oktav. VI, 72 Seiten. 1929

RM. 4.—

2. Die Jungfrau von Orleans in der Dichtung. Von Wilhelm Grenzmann. Groß-Oktav. VIII, 74 Seiten. 19 9

RM. 4.—

3. Julianus Apostata in der deutschen Literatur. Von Käte Philip. Groß-Oktav. IV, 78 Seiten. 1929

RM. 5.—

4. Parzival in der deutschen Dichtung. Von Wolfgang Golther. VI, 66 Seiten. 1929

RM. 5.—

5. Heidelberg als Stoff und Motiv der deutschen Dichtung. Von Rudolf K. Goldschmidt. Groß-Oktav. VI, 47 Seiten. 1929

RM. 4.—

6. Ahasverus, der ewige Jude. Von Werner Zirus. IV, 73 Seiten. 1930.

RM. 5.—

7. Judith. Von Otto Baltzer. IV, 62 Seiten. 1930

RM. 5.—

8. Die Gestalt des bildenden Künstlers in der Dichtung. Von Käte Laserstein

Im Druck.

*In den einzelnen Untersuchungen dieses Sammelwerkes werden vielbehandelte Stoffe auf ihrem Schicksalsgang innerhalb der deutschen Literatur verfolgt. Die behandelten und ausgewerteten Dichtungsinhalte sollen als Exponenten der jeweiligen Kulturstimmung und Stilrichtung erscheinen und somit Bausteine zur Geschichte des geistigen Lebens und der seelischen Entwicklung des deutschen Volkes bilden.*

**Althochdeutsche Grammatik.** Von Dr. H. Naumann, o. Professor an der Universität Frankfurt. Zweite, verbesserte Auflage. 159 Seiten. 1923. (Samml. Göschen Bd. 727)

Geb. RM. 1.80

*Den Hauptteil des Buches bildet die Rekonstruktion der westgermanischen Gemeinsprache, die vor unserer literarischen Überlieferung liegt. Dadurch besitzt der Band selbständigen Wert neben anderen Hilfsbüchern.*

**Altdeutsches Prosa-Lesebuch.** Texte vom 12.—14. Jahrhundert. Von Dr. Hans Naumann, o. Professor an der Universität Frankfurt. Klein-Oktav. VIII, 162 Seiten. 1916. (Trübners Philologische Bibliothek Bd. 5.)

RM. 2.—

*Diese Ergänzung zu der Grammatik desselben Verfassers bringt Denkmäler zur Zeitgeschichte, zur Geschichte der christlichen Kultur, profane Übersetzungskunst, volkstümliche Prosastücke und poetische Denkmäler.*

**Althochdeutsches Lesebuch.** Von Dr. Hans Naumann, o. Professor an der Universität Frankfurt. Neudruck. 148 Seiten. 1923. (Samml. Göschen Bd. 734)

Geb. RM. 1.80

*Enthält Denkmäler zur Zeitgeschichte, religiöse Dokumente, Proben aus der theologischen, scholastischen, naturwissenschaftlichen und historischen Literatur und eine Auswahl volkstümlicher Dichtungen.*

**Die altsächsische Genesis und der Heliand,** das Werk eines Dichters. Von Wilhelm Bruckner, a. o. Professor an der Universität Basel. Oktav. V, 119 Seiten. 1929

RM. 7.—

(Germanisch und Deutsch, Studien zur Sprache und Kultur, 4. Heft.)

*Der Verfasser versucht in seiner Untersuchung den Nachweis zu erbringen, daß Genesis und Heliand von einem Dichter verfaßt sind: die weitgehende Übereinstimmung des Sprachgebrauchs, die eigenartige Behandlung des biblischen Stoffes und auch die Beobachtung, daß gerade die Schlußpartien des Heliand der Genesis in manchem Punkte näherstehen als der Anfang des großen Werkes, sprechen dafür.*

**Waltharilied.** Ein Heldengesang aus dem 10. Jahrhundert. Im Versmaße der Urschrift übersetzt und erläutert von Professor Dr. Hermann Althoff in Weimar. Zweite, verbesserte Auflage. Neudruck. 152 Seiten. 1925. (Samml. Gösch. Bd. 46) . . . . . Geb. RM. 1.80

**Dichtungen aus mittelhochdeutscher Frühzeit.** Auswahl mit Einleitungen und Wörterbuch, herausgegeben von Dr. Hermann Jantzen, Geh. Regierungs- und Provinzialschulrat in Breslau. Dritte, durchgesehene Auflage. 154 Seiten. 1926. (Samml. Gösch. Bd. 137) . . Geb. RM. 1.80

*Ezzos Gesang. Genesis und Exodus. Heinrich von Melk. Annolied. Alexanderlied. Rolandslied. Kaiserchronik. König Rother. Herzog Ernst.*

**Der Nibelunge Noth und die Klage.** Nach der ältesten Überlieferung mit Bezeichnung des Unechten und mit den Abweichungen der gemeinen Lesart herausgegeben von Karl Lachmann. Fünfte Ausgabe. Groß-Oktav. XII, 372 Seiten. 1878 . . . . . RM. 6.—, geb. RM. 7.—

**Der Nibelunge Noth und die Klage.** Nach der ältesten Überlieferung herausgegeben von Karl Lachmann. 14. Abdruck. Oktav. 297 Seiten. 1927. Geb. RM. 3.40

**Der Nibelunge Nôt** in Auswahl und mittelhochdeutsche Sprachlehre mit kurzem Wörterbuch. Von Dr. W. Golther, Professor an der Universität Rostock. Siebente, verbesserte Auflage. 196 Seiten. 1930. (Samml. Gösch. Bd. 1) . . . . . Geb. RM. 1.80

**Wolfram von Eschenbach.** Von Karl Lachmann. Sechste Ausgabe, bearbeitet von Dr. Eduard Hartl, Privatdozent in München. Groß-Oktav. LXXII, 640 Seiten. 1926 . . . . . RM. 18.—, geb. RM. 20.—

**Wolfram von Eschenbach, Parzival.** Eine Auswahl mit Anmerkungen und Wörterbuch. Von Dr. Hermann Jantzen, Geh. Regierungs- und Provinzialschulrat in Breslau. 127 Seiten. 1925. (Samml. Gösch. Bd. 921.) Geb. RM. 1.80

*Die Ausgabe bringt aus den sechzehn Büchern des Parzival die bedeutungsvollsten Stellen im Urtext mit Anmerkungen, ausführlichem Wörterbuch und verbindendem Text.*

**Die Textgeschichte des Wolframschen Parzival.** Von Eduard Hartl. I. Teil: Die jüngeren \*G-Handschriften. 1. Abteilung: Die Wiener Mischhandschriftengruppe \*W (G<sup>n</sup> G<sup>d</sup> G<sup>u</sup> G<sup>p</sup>). Mit einem Stammbaum der Gruppe \*W. Oktav. XXIII, 165 Seiten. 1928 . . . . . RM. 10.— (Germanisch und Deutsch, Studien zur Sprache und Kultur. 1. Heft.)

*Das erste Heft dieser neuen Sammlung, die ein Sammelbecken für Untersuchungen unserer Sprache und Kultur sein wird, ist einem Unterthema der Textgeschichte des Wolframschen Parzival gewidmet, das deshalb grundlegende Bedeutung hat, weil es den allerersten Anfang streng philologischer Behandlung auf diesem vollkommen unbebauten Gebiet darstellt.*

**Hartmann von Aue und Gottfried von Straßburg.** Eine Auswahl mit Anmerkungen und Wörterbuch. Von Dr. Hermann Jantzen, Geh. Regierungs- und Provinzialschulrat in Breslau. 127 Seiten. 1925. (Samml. Gösch. Bd. 22) . . . . . Geb. RM. 1.80

*Eine Auswahl der wichtigsten Teile aus „Der arme Heinrich“ und „Tristan“.*



**Kudrun und Dietrichepen** in Auswahl mit Wörterbuch. Von Professor Dr. Otto L. Jiriczek. Fünfte, textlich unveränderte Auflage. 168 Seiten. 1920. (Samml. Göschen Bd. 10) . . . . . Geb. RM. 1.80

**Walther von der Vogelweide, Gedichte.** Von Karl Lachmann. Achte, neudurchgesehene und verbesserte Ausgabe, besorgt von Dr. Carl von Kraus, o. Professor an der Universität München. Oktav. XXXIII, 232 Seiten. 1923 . . . . . Geb. RM. 6.—

**Walther von der Vogelweide** mit Auswahl aus Minnesang und Spruchdichtung. Mit Anmerkungen und einem Wörterbuch. Von Professor Dr. Otto von Güntter. Fünfte Auflage. Neudruck. 127 Seiten. 1929. (Samml. Göschen Bd. 23) . . . . . Geb. RM. 1.80

*Der Band enthält über 60 Lieder und Sprüche, die ein lebendiges Bild dieses größten Lyrikers des deutschen Mittelalters geben.*

**Das Bild Walthers von der Vogelweide.** Von Hans Naumann. Groß-Oktav. IV, 28 Seiten. 1930 . . . . . RM. 3.—

**Iwein.** Eine Erzählung. Von Hartmann von Aue. Mit Anmerkungen von G. F. Benecke und K. Lachmann. Fünfte Ausgabe, durchgesehen von Dr. Ludwig Wolff, Privatdozent an der Universität Göttingen. Oktav. XVII, 564 Seiten. 1926 . . . . . RM. 13.50, geb. RM. 15.—

**Kaspar Scheit, Die fröhliche Heimfahrt.** Herausgegeben von Philipp Strauch. Groß-Oktav. XXIV, 143 Seiten. 1926 . . . . . RM. 10.—

*Das 3524 Verse umfassende Gedicht, das seinen Platz neben Sebastian Brant und Murner verdient, liegt zum erstenmal in einer wissenschaftlich zuverlässigen Ausgabe vor. Die zwölf Holzschnitte sind in Originalreproduktionen beigegeben.*

**Die Straßburger Chronik des elsässischen Humanisten Hieronymus Gebwiler.** Untersucht und herausgegeben von Dr. Karl Stenzel. Oktav. XII, 79 Seiten. 1926 . . . . . RM. 4.—

**Die Epigonen des höfischen Epos.** Auswahl aus deutschen Dichtungen des 13. Jahrhunderts. Von Dr. Viktor Junk, Privatdozent an der Universität Wien. Neudruck. 143 Seiten. 1922. (Samml. Göschen Bd. 289.) Geb. RM. 1.80

**Simplicius Simplicissimus.** Von H. J. Chr. von Grimmelshausen. In Auswahl herausgegeben von Dr. F. Bobertag. Fünfter Neudruck. 157 Seiten. 1928. (Samml. Göschen Bd. 138). . . . . Geb. RM. 1.80

**Deutsche Literaturdenkmäler des 14. und 15. Jahrhunderts.** Ausgewählt und erläutert von Dr. Hermann Jantzen, Geh. Regierungs- und Provinzialschulrat in Breslau. Zweite, neudurchgesehene Auflage. 151 Seiten. 1919. (Samml. Göschen Bd. 181). . . . . Geb. RM. 1.80

*Eine Auswahl aus Lyrik, Meistergesang, Reimrede, Fabel, moralischer- und Schwankdichtung, Drama, sowie aus dem Prosaschrifttum der Mystiker, Naturkundigen, Satiriker, der Facetien und volkstümlichen Schwankbücher.*

**Deutsche Literaturdenkmäler des 16. Jahrhunderts.**

I. Martin Luther und Thomas Murner. Ausgewählt und mit Einleitungen und Anmerkungen versehen von Georg Berlit †, Professor am Nikolai-gymnasium zu Leipzig. Zweite, verbesserte Auflage. Neudruck. 141 Seiten. 1919. (Samml. Göschen Bd. 7). . . . . Geb. RM. 1.80

II. Hans Sachs. Neubearbeitet und erläutert von Dr. Paul Merker, o. ö. Professor an der Universität Breslau. 144 Seiten. 1927. (Samml. Göschen Bd. 24) . . . . . Geb. RM. 1.80

III. Von Brant bis Rollienhausen: Brant, Hutten, Fischart sowie Tierepos und Fabel. Ausgewählt und erläutert von Professor Dr. Julius Sahr. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Neudruck. 159 Seiten. 1920. (Samml. Göschen Bd. 36) . . . . . Geb. RM. 1.80

**Handschriftenproben des 16. Jahrhunderts**, nach Straßburger Originalen herausgegeben von Dr. Johannes Ficker, o. Professor an der Universität Halle, und Otto Winckelmann. Kleinfolio. 102 Tafeln in Lichtdruck mit Text.  
 Band I. XV Seiten Einleitung und Tafel 1—46: „Zur politischen Geschichte“ mit Text. 1902 . . . . . RM. 40.—  
 Band II. XIII Seiten. Verzeichnisse, Register, Nachträge und Tafel 47—102: „Zur geistigen Geschichte“ mit Text. 1905 . . . . . RM. 50.—  
 — Kleine Ausgabe. Kleinfolio. 35 Tafeln in Lichtdruck mit Transkription und biographischen Skizzen. IX Seiten. Vorwort, Übersicht, Abkürzungen, Nachträge und Berichtigungen. 1906 . . . . . RM. 20.—

**Johann Fischart.** Ein Literaturbild aus der Zeit der Gegenreformation. Dargestellt von Dr. Adolf Hauffen, o. Professor an der Universität Prag.  
 Band I. Oktav. X, 290 Seiten. 1921.  
 Band II. Oktav. 429 Seiten. 1922 . . . . . Zus. RM. 10.—, geb. RM. 12.—

*Das Leben dieses bedeutendsten und vielseitigsten Schriftstellers am Ausgang des 16. Jahrhunderts gibt zugleich ein Spiegelbild jener geistig reichbewegten Epoche.*

**Johann Rists Monatsgespräche.** Von Dr. Alfred Jericke. Oktav. VIII, 204 Seiten. 1928. (Germanisch und Deutsch, Studien zur Sprache und Kultur, 2. Heft) . . . . . RM. 10.—

*Rists Monatsgespräche (1663 bis 1668 erschienen) sind ideell und auch formal der erste Vorläufer des literarisch-wissenschaftlichen Journals in Deutschland. Die Arbeit bietet auch Material zu einer noch nicht geschriebenen Geschichte des Dialoges. An Hand ihrer enzyklopädischen Fülle und des anekdotenreichen Memoirencharakters zeichnet der Verfasser aber vor allem das Bild des sachlichen Wissens, künstlerischen Empfindens, der Sitten, der Moral und des Lebensgefühls jener Zeit nach dem Dreißigjährigen Kriege.*

**Deutsche Literaturdenkmäler des 17. und 18. Jahrhunderts bis Klopstock.** III. Drama. Ausgewählt und erläutert von Dr. Reinhard Dietel in Zwickau. 127 Seiten. 1915. (Samml. Götschen Bd. 754.) Geb. RM. 1.80

*Enthält Proben aus Dramen von Ayrrer, von Herzog Heinrich Julius von Braunschweig, Gryphius, Chr. Weise, Gottsched und J. E. Schlegel.*

Band I und II vergriffen.

**Klopstocks Deutsche Gelehrtenrepublik.** Von Max Kirschstein. Oktav. 191 Seiten. 1928. (Germanisch und Deutsch, Studien zur Sprache und Kultur, 3. Heft) . . . . . RM. 8.—

*Klopstocks „Deutsche Gelehrtenrepublik“, ganz Ausdruck ihrer Zeit — seine Gedankengänge kamen Goethes Suchen und Empfinden so entgegen, daß er sich hell an ihnen begeisterte —, erfährt hier ihre kritische Darstellung nach Idee, Geschichte, rechtlicher und geistiger Struktur, Verfassung und ihren Gesetzen.*

**Goethes Bild der Landschaft.** Untersuchungen zur Landschaftsdarstellung in Goethes Kunstprosa. Von Richard Beitzl. Quart. XI, 245 Seiten. 1929. RM. 16.—

*Im ersten Teil des Bandes gibt der Verfasser eine Poetik, im zweiten eine Typenlehre, im dritten eine Ästhetik der Landschaftsdarstellung in Goethes Prosa.*

**Der Altonaer „Joseph“, Goethes angebliche Jugenddichtung.** Von Fritz Tschirch. Mit 2 Karten im Text. Groß-Oktav. XXIV, 163 Seiten. 1929 . . . . . RM. 10.—

*(Germanisch und Deutsch, Studien zur Sprache und Kultur. 5. Heft.)*

*Zum ersten Male wird hier der Versuch unternommen, das Problem des seit seiner Herausgabe (1920) heftig umstrittenen Altonaer „Joseph“ zu lösen. Mit Hilfe sorgfältigster Reimkritik gelingt es dem Verfasser, die Gegensätzlichkeit zwischen der Reimtechnik des Epos und der Goethes sowie anderer Frankfurter Zeitgenossen aufzuzeigen, und mit den Mitteln des modernsten Zweiges der Sprachwissenschaft, der Dialektgeographie, die — niederdeutsche — Heimat des unbekannten Verfassers zu bestimmen.*

**Deutsche Literaturgeschichte der Klassikerzeit.** Von Carl Weitbrecht. Zweite, durchgesehene und ergänzte Auflage von Karl Berger. Neudruck. 186 Seiten. 1920. (Samml. Göschen Bd. 161). . . . . Geb. RM. 1.80

**Deutsche Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts.** Von Carl Weitbrecht. Zweite, durchgesehene und ergänzte Auflage von Richard Weitbrecht. Neudruck. 1920.

I. 129 Seiten. (Samml. Göschen Bd. 134) . . . . . Geb. RM. 1.80

II. 160 Seiten. (Samml. Göschen Bd. 135) . . . . . Geb. RM. 1.80

**Die Frühvollendeten.** Von Guido K. Brand. Groß-Oktav. IV, 318 Seiten. 1928 . . . . . RM. 7.—, geb. RM. 8.—

*In diesem Buch, einem wertvollen Beitrag zur Literaturgeschichte, wird zum erstenmal der tragische Zusammenhang zwischen Leben und Schaffen allzufrüh verstorbener Dichter aufgezeigt, wie Fleming, J. Chr. Günther, Hölty, Novalis, Wackenroder, Büchner, Heym, Sorge, Trakl, Stadler, Flex u. a.*

**Deutscher Kulturatlas.** Herausgegeben von Dr. Gerhard Lüttke und Dr. Lutz Mackensen, Privatdozent an der Universität Greifswald. Quer-Folio. Etwa 500 Karten.

Jede Karte enthält eine graphische Darstellung und die entsprechende ausführliche Legende. Die Karten sind durch RGMS. geschützt.

Die Karten umfassen folgende Gebiete: Vorgeschichte, Geschichte, Siedlung, Wirtschaft und Verkehr, Religionsgeschichte, Recht, Sprache, Literaturgeschichte, Bildungsgeschichte, Philosophie, Kunstgeschichte, Musik.

Die Ausgabe erfolgt außerhalb der Reihenfolge in Lieferungen von je 8 Karten. Jeden Monat eine Lieferung. Subskriptionspreis der Lieferung bei Bezug des ganzen Atlases RM. 1.60. Die Karten können auch einzeln, und zwar von 8 Exemplaren an, bezogen werden. Jede Karte RM. —.25. Sammeldecke in Leinen für je 100 Karten, Format 17×37 cm, RM. 3.—.

*Bisher liegen aus den Gebieten Literatur, Sprache und Volkskunde folgende Karten vor: Nr. 158: Der Meistergesang bis zur Reformation. Nr. 241: Entwicklung des Meistergesangs nach der Reformation. Nr. 450: Geltungsbereich der deutschen Sprache der Gegenwart. Nr. 451: Die deutschen Mundarten der Gegenwart I. Nr. 152: Deutsche Literatur der vorhöfischen Zeit (um 1060 bis 1180). Nr. 162: Vorgeschichte des deutschen Romans. (Die deutschen Volksbücher.) Nr. 365: Geschichte des Weihnachtsbaumes. Nr. 365 a: Geschichte des Weihnachtsbaumes (Bildtafel). Nr. 452: Die deutschen Mundarten der Gegenwart II. Nr. 453 a: Deutsche Sprachinseln 2 (Westpreußen, Posen, Danzig, Ost-Oberschlesien, Hultschin). Nr. 453 b: Deutsche Sprachinseln 3 (Sudeten, östl. Tschechoslowakei). Nr. 453 c: Deutsche Sprachinseln 4 (Ungarn, Südtirol). Nr. 453 e: Deutsche Sprachinseln 6 (Rußland). Nr. 453 f: Deutsche Sprachinseln 7 (Das Deutschtum in den Vereinigten Staaten von Amerika). Nr. 329 a: Der Göttinger Dichterbund. Nr. 333: Goethe, Äußeres Leben bis Ende 1775. Nr. 333 a: Entstehung der Goetheschen Werke I. Nr. 333 b: II. Nr. 333 c: III. Nr. 333 e: Goethes Reisen in der Schweiz. Nr. 333 f: Goethes Reisen in Italien. Nr. 333 g: Goethes Reisen in Mitteldeutschland. Nr. 335: Heinrich von Kleists Leben. Nr. 337 a: Franz Grillparzer. Nr. 341 a: Dialektdichtung.*



**Kürschners Deutscher Literatur-Kalender** auf das Jahr 1930. Herausgegeben von Dr. Gerhard Lüdtkke. 45. Jahrgang. IX, 306\* und 1628 Spalten. Mit 8 Bildnissen. Oktav . . . . . Geb. RM. 20.—

*Dieses grundlegende Nachschlagewerk ist in seiner neuen Ausgabe engstens den heutigen Bedürfnissen angepaßt worden. 1000 neue Namen wurden aufgenommen, die Artikel der ersten Abteilung wurden ergänzt und vermehrt. So ist ein Werk entstanden, das für Schriftsteller, Redakteure und Verleger von außerordentlich praktischem Interesse ist und in seinem überragenden Wert allenthalben anerkannt wird.*

**Kürschners Deutscher Gelehrten-Kalender 1928/29.** Herausgegeben von Dr. Gerhard Lüdtkke. Dritte Ausgabe. VIII Seiten, 238\* und 3072 Spalten. Mit 6 Bildnissen. Oktav . . . . . Geb. RM. 48.—

*Der Band umfaßt 13000 Namen. Es sind auch nichtdeutsche Gelehrte aufgenommen worden, wenn sie sich in ihrer schriftstellerischen Tätigkeit der deutschen Sprache bedienten. Da neben den Werken auch größere Zeitschriftenaufsätze aufgeführt werden, umfaßt das Lexikon das wissenschaftliche Schaffen in seiner Totalität.*

**Minerva=Zeitschrift.** Nachrichten für die gelehrte Welt. Ergänzung zu: Minerva, Jahrbuch der gelehrten Welt. Herausgegeben von Dr. G. Lüdtkke.

1. Jahrgang. 1924/25 . . . . .	RM. 10.—
2. Jahrgang. 1925/26 . . . . .	RM. 12.—
3. Jahrgang. 1927 . . . . .	RM. 18.—
4. Jahrgang. 1928 . . . . .	RM. 20.—
5. Jahrgang. 1929 . . . . .	RM. 20.—
6. Jahrgang. 1930 . . . . .	RM. 20.—

## ENGLISCHE SPRACHE UND LITERATUR

**Geschichte der englischen Literatur im Grundriß.** Dieses Werk ist vom ehemaligen „Grundriß der germanischen Philologie“ (Pauls Grundriß) als besondere Abteilung abgezwéigt worden und wird in mehreren einzeln käuflichen Teilen ausgegeben werden.

**Das englische Drama im Zeitalter der Reformation und der Hochrenaissance.** (Vorstufen, Shakespeare und seine Zeit.) Von Dr. Eduard Eckhardt, Oberbibliothekar und a. o. Professor an der Universität Freiburg i. Br. Groß-Oktav. XII, 293 Seiten. 1928. RM. 12.—, geb. RM. 14.—

**Das englische Drama der Spätrenaissance.** (Shakespeares Nachfolger.) Von Dr. Eduard Eckhardt, Oberbibliothekar und a. o. Professor an der Universität Freiburg i. Br. Groß-Oktav. VIII, 202 Seiten. 1929. RM. 10.—, geb. RM. 12.—

*Das Werk ist als Fortsetzung zu Brandls mittellenglischer Literaturgeschichte gedacht. Aus der Zusammenfassung von Dramen zu Gattungen und Kunstrichtungen läßt der Verfasser das Bild und die allgemeine Beurteilung der Dichter entstehen. Die ausführlichen Inhaltsangaben einzelner, oft schwer zugänglicher Dramen erhöhen den Wert der Darstellung als Materialsammlung.*

**Grundzüge und Haupttypen der englischen Literaturgeschichte.** Von Dr. M. M. Arnold Schröer, o. Professor an der Universität Köln. Zwei Bände.

- I. Teil: Von den ältesten Zeiten bis Spencer. Dritte, vermehrte Auflage. 160 Seiten. 1927. (Samml. Götschen Bd. 286) . . . . . Geb. RM. 1.80  
 II. Teil: Von Shakespeare bis zur Gegenwart. Zweite, vermehrte Auflage. Durchgesehener Neudruck. 156 Seiten. 1922. (Samml. Götschen Bd. 287.) Geb. RM. 1.80

*In der vorliegenden, auf den neuesten Stand der Forschung gebrachten Auflage wird das völkpsychologische Moment — die Erklärung der englischen Kultur und Literatur aus der Eigenart der Nation heraus — besonders hervorgehoben.*

**Organic History of English Words.** Von John Morris. Part I: Old English. Oktav. VIII, 128 Seiten. 1909 . . . . . RM. 3.—, geb. RM. 3.60

**William Shakespeare in seinem Werden und Wesen.** Von Rudolph Genée. Mit einem Titelbild: Shakespeare von Adolf Menzel. Oktav. XI, 472 Seiten. 1905 . . . . . RM. 6.—, geb. RM. 7.50

**Schriften der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft.** Oktav.

Band I: **Shakespeare's books.** A dissertation on Shakespeare's reading and the immediate sources of his works. (Shakespeare's Belesenheit.) Von H. R. D. Anders. XX, 316 Seiten. 1904 . . . . . RM. 6.—

Band II: **David Garrick als Shakespeare-Darsteller** und seine Bedeutung für die heutige Schauspielkunst. Von Chr. Goehde. X, 198 Seiten mit 1 Tabelle. 1904 . . . . . RM. 4.—

Band III: **Hamlet auf der deutschen Bühne bis zur Gegenwart.** Von Alexander von Weilen. IX, 200 Seiten. 1903 . . . . . RM. 4.—

Band IV: **The evolution of the english drama up to Shakespeare.** With a history of the first Blackfriars Theatre. A survey based upon original records now for the first time connected and published. Von Charles William Wallace. XXI, 246 Seiten. 1912 . . . . . RM. 8.—

**Geschichte der englischen Sprache.** II. Historische Syntax. Von Eugen Einckel. Dritte, verbesserte und erweiterte Auflage. Oktav. XVIII, 223 Seiten. 1916. (Grundriß der germanischen Philologie Bd. VI.) . . . . . RM. 6.—, geb. RM. 8.—

**Englische Lauttafel.** Von Paul Menzerath. 1928. Auf Karten gedruckt, mit Stäben, Ösen u. Bändern versehen RM. 8.—, auf Leinen gezogen RM. 12.50 Beiheft dazu. Oktav. In Vorbereitung.

Kleine Lauttafel, einzeln (nur von 10 Exemplaren an) . . je RM. —.20

*Mit dem Beiheft, das eine Übungssammlung sämtlicher orthographischer und phonetischer Varianten enthält, bildet die Tafel ein außerordentlich praktisches methodisches Arbeitsmaterial für den Seminar- und Schulunterricht.*

**Historische neuenglische Laut- und Formenlehre.** Von Dr. Eilert Ekwall, o. Professor an der Universität Lund (Schweden). Zweite Auflage. 150 Seiten. 1922. (Samml. Götschen Bd. 735) . . . . . Geb. RM. 1.80

*Der Band faßt die wichtigsten Forschungsergebnisse zusammen. Die Kenntnis der historischen Entwicklung wird vorausgesetzt.*

**Englische Dialekte.** Bearbeitet unter der Leitung von Alois Brandl, o. Professor an der Universität Berlin. Oktav. 20 Hefte in einem Band. 1928. (Lautbibl., Phonet. Platten und Umschriften, herausgegeben von der Preuß. Staatsbibl. Heft 1—20) . . . . . RM. 10.—

**Geschichte der nordamerikanischen Literatur.** Von Professor Dr. Leon Kellner. Zweite Auflage.

Band I. 116 Seiten. 1927. (Samml. Götschen Bd. 685) . . Geb. RM. 1.80

Band II. 111 Seiten. 1927. (Samml. Götschen Bd. 686) . . Geb. RM. 1.80

*Der Verfasser behandelt die frühamerikanische Prosaliteratur, die Dichtung der Puritaner und des Südens die Transzendentalen, die Primitiven, die Intellektuellen von Cambridge, die psychologischen Erzähler, die Humoristen und Lokalschriftsteller. Ein Abschnitt über die jungamerikanische Literatur der Gegenwart beschließt den Band.*

**Englisch-deutsches Gesprächsbuch.** Von Dr. Emil Hausknecht, Professor an der Universität Lausanne. Neudruck. 136 Seiten. 1919. (Samml. Götschen Bd. 424) . . . . . Geb. RM. 1.80

**Englische Phonetik mit Lesestücken.** Von Dr. A. C. Dunstan. Zweite, verbesserte Auflage, besorgt von Dr. Max Kaluza, Professor an der Universität Königsberg i. Pr. 125 Seiten. 1921. (Samml. Götschen Bd. 601.) . . . . . Geb. RM. 1.80

# VOLKSKUNDE

**Jahrbuch für Volksliedforschung.** Im Auftrag des Deutschen Volksliedarchivs mit Unterstützung von H. Mersmann, H. Schewe und E. Seemann herausgegeben von John Meier. Erster Jahrgang. 1928. Mit 1 Abbildung. Groß-Oktav. VI, 202 Seiten . . . . . RM. 14.—, geb. 16.—

*Dieses erstmals erscheinende Jahrbuch schafft endlich auch in Deutschland den seit langem notwendigen festen Mittelpunkt für alle Volksliedforschungen und -bestrebungen, die bisher in ungezählten Zeitschriften volkskundlichen, musikalischen und literarischen Inhalts verstreut waren.*

**Das deutsche Volkslied.** Ausgewählt und erläutert von Julius Sahr. Vierte Auflage, herausgegeben von Paul Sartori. 1924.

1. Teil. 132 Seiten. 2. Teil. 108 Seiten. (Samml. Göschen Bd. 25 und 132.)  
Geb. je RM. 1.80

**Volksliedstudien.** Von John Meier. Klein-Oktav. X, 246 Seiten. 1917. (Trübners Philologische Bibliothek Nr. 8) . . . . . RM. 4.—

**Das deutsche Soldatenlied im Felde.** Von John Meier. Klein-Oktav. 76 Seiten. 1916. (Trübners Philologische Bibliothek Nr. 4.)  
RM. 1.—, geb. 2.—

**Deutsche Volkskunde,** insbesondere zum Gebrauch der Volksschullehrer. Im Auftrage des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde herausgegeben von John Meier. Oktav. IV, 344 Seiten. 1926.  
RM. 10.—, geb. 12.—

*„Den Zweck, dem Lehrer für sein Studium und für seine Unterrichtsarbeit ein brauchbares und zuverlässiges Hilfsmittel in die Hand zu geben, erfüllt das Buch vortrefflich. Anerkannte Fachleute nehmen das Wort zu den einzelnen Gebieten der Volkskunde.“*  
*Preußische Lehrer-Zeitung*

**Lehrproben zur deutschen Volkskunde.** Im Auftrage des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde herausgegeben von John Meier. Oktav. 136 Seiten. 1928 . . . . . RM. 3.60, kart. 4.—

*„Die Lehrproben sind so lebendig und anziehungsvoll geschrieben, daß sie jedem Freunde der Volkskunde wertvoll werden. Durch die Bemühungen, den Schülern die volkstümlichen Überlieferungen in Wort und Sache nahe-zubringen, ist zugleich eine auch für den Laien leichtverständliche Reihe von Abhandlungen aus den wichtigsten Gebieten der Volkskunde entstanden, wie sie anziehender nicht leicht gefunden wird.“*  
*Das deutsche Volkslied*

**Deutsche Volkskunde** Von Elard Hugo Meyer. Mit 17 Abbildungen und 1 Karte. Anastatischer Nachdruck. Oktav. VIII, 362 Seiten. 1921.  
RM. 6.—, geb. 7.—

*Eine Zusammenfassung der wichtigsten im deutschen Volksleben wurzelnden Erscheinungen, die sich an Dorf und Flur knüpfen, an Haus, Körperbeschaffenheit, Tracht, Sitte, Brauch, Sprache, Dichtung, Sage und Märchen.*

**Quellen zur deutschen Volkskunde.** Herausgegeben von V. v. Geramb und L. Mackensen. Groß-Oktav.

Erstes Heft: Arabische Berichte von Gesandten an germanische Fürstenthöfe aus dem 9. und 10. Jahrhundert. Ins Deutsche übertragen und mit Fußnoten versehen von Georg Jacob. V, 51 Seiten. 1927 . . RM. 4.—

Zweites Heft: Die Knaffl-Handschrift, eine obersteirische Volkskunde aus dem Jahre 1813. Herausgegeben von Viktor von Geramb. Mit 4 einfarbigen und 4 mehrfarbigen Tafeln. 173 Seiten. 1928 . . . . . RM. 24.—



Drittes Heft: Volkskundliches aus Strafprozessen der österreichischen Alpenländer mit besonderer Berücksichtigung der Zauberei- und Hexenprozesse 1455 bis 1850. Gesammelt, herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von Fritz Byloff. 68 Seiten. 1929 . . . . . RM. 8.—  
 Viertes Heft: Das Zerbster Prozessionsspiel 1507. Von Willm Reupke. Groß-Oktav. VIII, 64 Seiten. 1930 . . . . . RM. 6.—  
*„Wer weiß, wie wichtig die volkskundliche Forschung, wie verstreut das volkskundliche Material ist, der wird sich freuen, daß auf dem Erlanger Philologentag der Entschluß zur Herausgabe einer eigenen Quellsammlung gefaßt wurde.“*

*Literarischer Handweiser*

**Germanische Religionsgeschichte und Mythologie.** Von E. Mogk. Dritte, verbesserte Auflage. 140 Seiten. 1927. (Samml. Göschen Bd. 15.) Geb. RM. 1.80

*„Dieser interessante Band der rühmlichst bekannten Sammlung gibt einen fesselnd geschriebenen Abriss der religiösen Vorstellungen unserer Ahnen.“*

*Preußische Lehrer-Zeitung*

**Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens.** Herausgegeben unter besonderer Mitwirkung von E. Hoffmann-Krayer und Mitarbeit zahlreicher Fachgenossen von Hanns Bächtold-Stäubli. Lexikon-Oktav.

Band I: Aal—Butzemann. 1927/28. (Handwörterbuch zur deutschen Volkskunde, herausgegeben vom Verband deutscher Vereine für Volkskunde, Abteilung 1) . . . . Subskriptionspreis RM. 44.—, in Halbleder 52.—

Band II: C—Frautragen. 1778 Spalten. 1928 30.

Subskriptionspreis RM. 45.—, in Halbleder RM. 53.—

*„Ein einzigartiges Werk ist das. Damit wird der riesige Stoff bequiem zugänglich gemacht, die weitverstreute Literatur zusammengefaßt und eine sichere Grundlage für wissenschaftliche Arbeiten geschaffen.“*

*Sudetendeutsche Zeitschrift für Volkskunde*

**Volkskundliche Bibliographie.** Im Auftrage des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde herausgegeben von E. Hoffmann-Krayer. Oktav.

Für das Jahr 1917. XV, 108 Seiten. 1919 . . . . . RM. 2.—  
 Für das Jahr 1918. V, 126 Seiten. 1920 . . . . . RM. 2.—  
 Für das Jahr 1919. XVI, 142 Seiten. 1922 . . . . . RM. 2.—  
 Für das Jahr 1920. 212 Seiten. 1924 . . . . . RM. 6.—  
 Für die Jahre 1921 und 1922. XXVII, 414 Seiten. 1927 . . . RM. 18.—  
 Für die Jahre 1923 und 1924. XXVIII, 492 Seiten. 1929 . . RM. 24.—

*„Für alle Volkskundler ein unerläßliches, aber auch bequemes Hilfsmittel. Es sollte in allen Bibliotheken, Museen, Instituten und höheren Schulen gehalten werden.“*

*Zeitschrift des Vereins für Volkskunde*

**Zeitschrift für Volkskunde.** Im Auftrag des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde mit Unterstützung von Johannes Bolte herausgegeben von Fritz Boehm. Jahrgang 1930. Oktav . . . . . RM. 18.—  
 Jährlich 3 Hefte im Umfang von je etwa 7 Bogen.

*Die Zeitschrift des Vereins für Volkskunde ist mit dem Jahr 1929 aus dem Besitz des Berliner Vereins, als dessen Organ sie 1891 von Karl Weinhöld ins Leben gerufen wurde, in den des Verbandes Deutscher Vereine für Volkskunde übergegangen. Der Charakter der Zeitschrift als wissenschaftliches Zentralorgan der deutschen Volkskunde, den die Herausgeber stets zu wahren bemüht gewesen sind, wird auch in Zukunft der gleiche bleiben. Die Beiträge befassen sich mit den verschiedenartigsten Äußerungen des Volkslebens und wenden sich an jeden, der an dessen Erforschung und Kenntnis Anteil nimmt.*

---

**VERLAG VON WALTER DE GRUYTER & CO.  
 IN BERLIN W 10 UND LEIPZIG**

**Röderdruck Leipzig**



...the ... of ...  
...the ... of ...  
...the ... of ...  
...the ... of ...  
...the ... of ...

...the ... of ...  
...the ... of ...  
...the ... of ...  
...the ... of ...  
...the ... of ...

...the ... of ...  
...the ... of ...  
...the ... of ...  
...the ... of ...  
...the ... of ...

...the ... of ...  
...the ... of ...  
...the ... of ...  
...the ... of ...  
...the ... of ...  
...the ... of ...  
...the ... of ...  
...the ... of ...  
...the ... of ...  
...the ... of ...

...the ... of ...  
...the ... of ...  
...the ... of ...  
...the ... of ...  
...the ... of ...  
...the ... of ...

...the ... of ...  
...the ... of ...  
...the ... of ...  
...the ... of ...  
...the ... of ...  
...the ... of ...

...the ... of ...  
...the ... of ...  
...the ... of ...  
...the ... of ...  
...the ... of ...



████████████████████

████████████████████

—————

████████████████████

—————

